

1985: Wagner, Georg, Priestersoldat in Hitlers Wehrmacht und in Stalins Roter Armee, Paderborn [Schöningh] 1985 [50 Seiten; Wagner ist mit der Familie der Druckerei Wagner, Erwitte, verwandt. Diese Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Familie Wagner, vertreten durch Herrn Martin Wagner, Erwitte. (Wolfgang Marcus, 2024)]



Titelseite des Buches

Oberkommando der Wehrmacht
Az. 31 v J (Ia)
Nr. 1376/40

18. 3. 40.

Betr.: Ausübung kirchl. Handlungen durch
zur Wehrmacht als Soldaten eingezogene
Geistliche.

An

des Oberkommando des Heeres (Gen Qu)
Oberkommando des Heeres (Ch H Rüst u B d E)
Oberkommando der Kriegsmarine
den Reichsminister der Luftfahrt und
Oberbefehlshaber der Luftwaffe.


Geistlichen, die in die Wehrmacht als Soldaten oder als
Wehrmachtbeamte (nicht als Feldgeistliche) einberufen
sind, ist für die Dauer ihrer Zugehörigkeit zur Wehrmacht
die Ausübung jeglicher kirchlicher Handlungen innerhalb
der Wehrmacht verboten. Ausserhalb der Wehrmacht, z.B. auf
Urlaub im Heimatort, ist ein Auftreten in Wehrmachtuniform
verboten, wenn kirchliche Handlungen vorgenommen werden.

Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht
gez. **K e i t e l**

Wehrmacht
des Deutschen Reiches

Truppenteil
San-Komp. 2/169

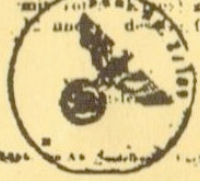
den 30. Aug. 1941

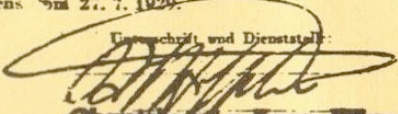


Personalausweis.

Der San.-Gefr. Georg Wagner
geboren am 12.4.1915 in Avenvedde
wird ausschliesslich im Sanitätsdienst als San.-Dienstgrad
verwendet.

Er ist berechtigt, das Genfer Abzeichen (gestempelte weisse Armbinde
mit roten Kreuz) zu tragen und steht unter dem Schutz der Artikel 9.
und 10. des Genfer Abkommens vom 27. 7. 1929.



Unterschrift und Dienststelle:

Oberstabsarzt u. Komp.-Führer

Verlag Dr. A. S. Schneider, Paderborn-Druckerei Gubli, Paderborn

Titelbild: Kapsel für das HI. Öl der Krankensaibung (Oleum infirmorum), die Verfasser 1940-1947 mit sich führte und
unversehrt heimbrachte (Durchmesser 30 mm).

Sonderdruck aus: Theologie und Glaube, hrsg. von den Professoren der Theologischen Fakultät Paderborn,
Paderborn (F. Schöningh) 1985/1.

Umschlagentwurf: Meinolf Salmen, Paderborn

Vertrieb: Buchhandlung Hermann Wagner, Am Markt 2, 4782 Erwitte

Gesamtherstellung: Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn

Priestersoldat in Hitlers Wehrmacht und in Stalins Roter Armee

Vom Kirchenkampf des Dritten Reiches ist wohl kein katholischer Priester unbetroffen geblieben. Jeder hat an seinem Platz und in seiner Situation die Unrechtsmacht des Nationalsozialismus in besonderer Weise erfahren. Es sind bereits viele Dokumentationen darüber erschienen. Die Bischöfliche Kommission für Zeitgeschichte sammelt zurzeit in den deutschen Diözesen weitere Dokumente und Berichte von Betroffenen.

Sehr schweigsam sind bis heute die Priester geblieben, die als Soldaten im Mannschaftsstande zur Wehrmacht eingezogen wurden, den Hitlerkrieg mitmachen mussten und erst nach langer schwerer Gefangenschaft heimkehren durften.

Um 1948 trafen sich einmal in der Kommende zu Dortmund-Brackel etwa fünfzehn Priester, die aus sowjetischer Gefangenschaft zurückgekommen waren, zu einem Erlebnisaustausch. Es wurde dabei geplant, in einem Sammelband wesentliche Erfahrungen und Erkenntnisse aus der Zeit des Dritten Reiches und der Stalindiktatur zu veröffentlichen. Daraus ist nichts geworden. Jeder war bald wieder angespannt in die priesterlichen Berufspflichten der Nachkriegszeit, viele hatten eine zerrüttete Gesundheit und sind früh verstorben. Alle standen auch wohl unter dem Eindruck, dass man in der Heimat ihre Geschichte gar nicht hören mochte. Es wäre aber gewiss kein Schaden gewesen, wenn ihre Erfahrungen beim Wiederaufbau im kirchlichen und gesellschaftlichen Bereich mehr zum Tragen gekommen wären. Das Verwirrspiel der Linken hätte auch im kirchlichen Raum nicht so leicht gelingen können! - Von jüngeren Amtsbrüdern, denen die Hitlerzeit ferne Vergangenheit ist, gebeten und auf Anstoß der Schriftleitung von „Theologie und Glaube“ wird nun hier der Versuch gemacht, über die rechtliche und tatsächliche Situation des Priestersoldaten in Hitlers Wehrmacht und in Stalins Roter Armee aus eigener Erfahrung zu berichten. Vorausgeschickt werden sollen Erinnerungen an die Priesterausbildung und ihre Besonderheiten zu Beginn des Dritten Reiches.

Theologiestudent im Hitlerreich

Schon mein Weg in das Priestertum war von den Verhältnissen des beginnenden Dritten Reiches stark geprägt. Als Gymnasiast im Erzbischöflichen Knabenseminar zu Paderborn (1930—1934) erlebte ich die Machtergreifung der Nationalsozialisten. Unverzüglich erfolgten Eingriffe in das Schul- und Erziehungswesen. Religionsunterricht und klassische Sprachen wurden am humanistischen Gymnasium schon 1933 verkürzt zugunsten von pflichtmäßigen sechs Wochenstunden Biologie und Rassenlehre. Anfangs 1934 wurde verordnet, dass alle Oberprimaner vor der Zulassung zum Abitur eine vierzehntägige Wehrsportübung mit Schießausbildung nachzuweisen hätten. Für die Abiturprüfung wurde vorausgesetzt, dass jeder den „Mythus des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg, die kirchenfeindliche Schmähchrift des Beauftragten Hitlers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (NSDAP), gelesen habe. Mit Dank muss erwähnt werden, dass wir Paderborner Knabenseminaristen durch den weitsichtigen Präses des Hauses damals bereits gut über die Antikirchlichen Tendenzen des Nationalsozialismus (NS) informiert und zu kritischer Beobachtung angeleitet waren.

Hochschulreife 1934

Durch Führererlass wurden von den 150.000 Abiturienten des Jahres 1934 nur 50.000 zu einem Hochschulstudium zugelassen. Nicht die schulischen Leistungen, sondern Zugehörigkeit zu einer „nationalen Organisation“ (z.B. „Sturmabteilung“ (SA) der NSDAP oder deutsch-nationales „Reichsbanner“) und die politische Unbedenklichkeitserklärung des Ortsgruppenleiters der NSDAP waren für die Zulassung zum Studium der Theologie an einer deutschen Universität ausschlaggebend. Mancherorts wurde Schülern, die vor dem Abitur zu erkennen gegeben hatten, dass sie katholische

Theologie studieren wollten, schon deswegen die politische Zuverlässigkeit aberkannt und die Hochschulreife verweigert. Es muss bemerkt werden, dass nur der Abiturjahrgang 1934 von dem Führererlass betroffen war.

Andrang zur Theologie

Für das Studium der Katholischen Theologie gab es damals auch einen kirchlichen Numerus clausus. Um einen Priester-Überhang zu vermeiden, glaubten die deutschen Bischöfe, den Zugang zum Theologiestudium stark begrenzen zu müssen. Von 120 Bewerbern wurden in der Erzdiözese Paderborn Ostern 1934 nur vierzig in das Leo-Konvikt aufgenommen.

Dazu kamen noch etwa 25 Priesteramtsbewerber, die schon ein Jahr zurückgestellt waren. Der Andrang rührte aber keineswegs daher, dass die Bewerber dem Führer Adolf Hitler glaubten, der am 23. 3. 1933 in seiner Reichstagsrede feierlich erklärt hatte: „Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtigste Faktoren der Erhaltung unseres Volkstums. Ihre Rechte sollen nicht angetastet werden¹. Um Ostern 1934 waren bereits begründete Zweifel an der Einhaltung des von Hitler am 20. 7. 1933 mit dem Hl. Stuhl in Rom abgeschlossenen „Reichskonkordates“ verbreitet. In diesem hatte Hitler „die Freiheit des Bekenntnisses und der öffentlichen Ausübung der katholischen Religion“ zugesagt.

Die jungen Männer, die sich um Ostern 1934 dem Theologiestudium zuwandten, waren durchweg keine leichtgläubigen Opportunisten. Sie wussten schon, was der Kirche und den Priestern für die Zukunft vom Nationalsozialismus zgedacht war. Im Leo-Konvikt, dem bischöflichen Studentenheim in Paderborn, wurden mittags nach der Tischlesung regelmäßig aktuelle Nachrichten vom Kirchenkampf verlesen, die man durch die Presse nicht erfahren konnte. Wir erlebten, wie Theologiestudenten, die in ihren Heimatgemeinden noch aktiv in katholischen Jugendvereinen mitwirkten, aus dem Leo-Konvikt heraus verhaftet wurden. Wir waren mitbetroffen, als der Vater eines Theologen in ein Konzentrationslager überführt wurde, weil er als Sekretär des Katholischen Arbeitervereins sich der Konkordats widrigen zwangsweisen Gleichschaltung dieser katholischen Organisation mit der Deutschen Arbeitsfront der NSDAP widersetzt hatte. Wir jungen Theologen waren aber auch mitgerissen von der Begeisterung und dem Treuewillen, der bei kirchlichen Bekenntnisfeiern wie am 31.3.1935 im Paderborner Dom zum Ausdruck kam². Da predigte vor sechs- bis siebentausend jungen Menschen der Generalpräses des Katholischen Jungmännervereins Ludwig Wolker. Er sprach vom Leidensweg Christi, den die Kirche mitgehen müsse. Es gelte heute für junge Christen, auch Verhöhnung, Spott und Benachteiligung im Berufsleben hinzunehmen. Und eindringlich fragte Ludwig Wolker immer wieder: „Katholische Jugend, bist du bereit?“ Wir jungen Theologen mussten diese Frage besonders auf uns beziehen.

Wir verstanden damals sehr wohl die Prediger, die in Bildern und Gleichnissen und doch in staatspolizeilich kaum greifbarer Form das Unrecht, die Verlogenheit und Brutalität des NS-Systems darzulegen und uns zu kirchlichem Einsatz zu ermuntern wussten. Auch wenn der Domprediger Franziskanerpater Eliseus Füller von Lügenpropheten, überheblichen Königen und einem verführten Volke, aber auch von Gottes unwiderstehlicher Führungsmacht und seiner Vorsehung für das auserwählte Volk des Alten Testaments sprach, wussten wir unsere Gegenwart gemeint und uns zu gläubigem Vertrauen ermuntert.

Wir erlebten beim Libori-Jubiläum 1936 in Paderborn die Großwallfahrt der Katholischen Arbeiterbewegung des Erzbistums, bei der besonders der Diözesanpräses Dr. Kaspar Schulte die kirchenfeindlichen Praktiken des NS-Systems mutig demaskierte und die 150000 Teilnehmer im Vertrauen zu der geschmähten katholischen Kirche und zu ihren Bischöfen und Priestern zu befestigen wusste³.

Reichsarbeitsdienst

Als Angehöriger des Geburtsjahrganges 1915 unterlag ich der von Hitler gesetzlich verordneten Arbeitsdienstpflicht. Nach meinem sechsten Theologiestudium musste ich das Studium unterbrechen und sieben Monate lang den Reichsarbeitsdienst ableisten. Als „Bausoldaten Adolf Hitlers“ trugen wir das Braunhemd und die Hakenkreuzbinde. Wir unterlagen militärischem Drill, erhielten im Sinne der NS-Schulung nationalpolitischen Unterricht und hatten unter dem Motto: „Gelobt sei, was hart macht“ beim Reichsautobahnbau mit Hacke und Spaten schwere Erdarbeiten zu verrichten. Meine Körperlichkeit wurde dabei um sechsunddreißig Pfund erleichtert. Mit dieser Erleichterung ging jedoch eine schwere innere Belastungsprobe einher. Erstmals war ich als katholischer Priesteramtsbewerber total eingegliedert in eine nationalsozialistische Organisation. Es begleitete mich eine Spruchkarte aus der Abtei Ettal, auf ihr das Zeichen des Kreuzes mit einem Eichenblatt, und die Mahnung: „Junge, werde hart wie Stahl, wenn dann einmal der Sturmwind die Eichen bricht, dich knickt er nicht!“

Der Geist des Arbeitsdienstlagers war von offenem Hass gegen Kirche und Klerus geprägt, Der Lagerführer legte es darauf an, den Katholiken die Kirche zu verleiden, Auf einem Gepäckmarsch am Sonntagmorgen kamen wir an einer katholischen Kirche vorbei, aus der gerade die Gläubigen nach dem Hochamt auf die Straße traten. Vor unserer Kolonne marschierte der Lagerführer, ein Oberfeldmeister, Hinter ihm war der erste Zug mit den „langen Kerls“, deren Flügelmann ich war. Beim Anblick der Kirchgänger wandte sich der Chef um und verlangte ein Lied, und zwar das im Lager schon oft geübte SA-Kampflied mit den Hass-Versen: „Ihr Spießler, ihr Bonzen, wir sind auf der Wacht, wir sind die Alten noch heut ... wir schlagen euch sämtliche Knochen entzwei und räuchern den Tempel euch aus,“ Der Befehl war erteilt, aber die Langen Kerls schwiegen. Zornig drehte sich der Chef um und schrie: „Euch werde ich's im Lager zeigen.“ Dann ließ er den ersten Zug zur Seite treten, den vierten Zug nach vorn marschieren und das Lied singen. Bei den abendlichen Flaggenparaden sprach er markige Worte von unserer Verpflichtung dem Dritten Reiche gegenüber. Wörtlich lautete das z.B. einmal: „An Sie, meine Kameraden liegt es, wollt ihr Deutschland wieder auf den Ebenen führen, auf die es gestanden hat! Heil Hitler! Wegtreten!“

Nachdem dieser Lagerleiter versetzt war, kam direkt aus der Führerschule des Reichsarbeitsdienstes (RAD) ein neuer: frisch, zackig, ehemals der evangelischen Jugend angehörig, jetzt aus der Kirche ausgetreten und ‚gottgläubig‘. Er suchte mit dem Theologen die Diskussion. Dabei meinte er einmal, es sei doch für mich ein Gewinn, dass ich den RAD mitmachen müsse und nun Gelegenheit habe, den Nationalsozialismus kennenzulernen. Ich erwiderte, ich sei 22 Jahre alt und lebe schon vier Jahre mit offenen Augen im Dritten Reich, und ein Kamerad, ein Junglehrer und überzeugter SA-Mann, in meiner Gruppe habe mir noch vor wenigen Tagen gesagt, es tue ihm leid, dass ich in diesem Lager den Nationalsozialismus erleben müsse. Das müsse ich ihm erklären, verlangte der von dieser Antwort völlig überraschte Chef. Er ließ eine Flasche Bier holen, und dann musste ich berichten, wie ich unter seinem Vorgänger hier den Nationalsozialismus erlebt hätte und wie ich denn zur NS-Bewegung stehe. Obwohl ich mir der Gefahr eines offenen Gespräches sehr bewusst war, hatte ich doch auch den Eindruck, es sei dem Fragenden persönlich etwas daran gelegen und er würde mich wegen offener Äußerungen wohl nicht gleich zur Anzeige bringen. So sprach ich ohne Rückhalt. - Er argumentierte mit den Parolen von der RAD-Führerschule und den Thesen der neuen Deutschen Glaubensbewegung und meinte, mich aus der Engstirnigkeit und Volksfremdheit des römischen Katholizismus erlösen und umdrehen zu können. Noch beim Abschiedsabend im November 1937 nahm er mich in der Dorfkneipe beiseite, um mir klarzumachen, es sei doch verrückt von mir, wieder nach Paderborn in das Theologiestudium zu gehen. Ob ich denn blind sei und nicht wisse, was mit der Kirche passieren werde. Bald würden nur noch ein paar alte Weiber zur Kirche kommen. Die deutsche Jugend gehöre dem Führer. Ich solle vernünftig sein und mich beim RAD verpflichten. Da läge für

mich Zukunft. Er habe immer noch geglaubt, wir würden auf eine gemeinsame Ebene kommen. Ich erwiderte nur: „, Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass wir noch einmal auf eine gemeinsame Ebene kommen können. Jetzt möchte ich weiter studieren.“ Wir versprachen uns, miteinander später in Verbindung zu bleiben.

Bei einer Wiederbegegnung nach dem Kriege im Jahre 1948 erinnerte ich an unser Abschiedsgespräch und wies darauf hin, dass nun doch nicht nur alte Weiber in unseren Kirchen seien. Und ich stellte ihm direkt die Frage, wie es denn nach seiner Meinung rückblickend zu erklären sei, dass die kolossale Macht des Nationalsozialismus schon nach zwölf Jahren so zerbrechen konnte. Er überlegte und sagte recht ernst: „Ich meine, der Führer dachte in Vierjahresplänen, die katholische Kirche denkt aber doch wohl in Jahrhunderten.“ Mit dieser Antwort war ich zufrieden. - Vierzig Jahre später meldete er sich bei mir mit seiner Frau zu einem Besuch an und fragte um eine Gefälligkeit. Er berichtete, er sei Kreisleiter einer „Notgemeinschaft ehemaliger hauptamtlicher Reichsarbeitsdienstführer“ und mache mit der Gruppe alljährlich eine Bildungsfahrt, und fragte, ob ich die Gruppe wohl führen würde, wenn sie einmal nach Paderborn käme. Gern sagte ich das zu. Vor dem Paradiesportal des Paderborner Domes erinnerte ich die altgewordenen Männer und ehemaligen Maiden an die Verbundenheit im zwölfjährigen Dritten Reich und erklärte, dass es mir eine Freude sei, ihnen hier aus der 1200jährigen Geschichte der Paderborner Kirche etwas zu erzählen. Zweieinhalb Stunden lang hatte ich aufmerksame Zuhörer im Dom und in seiner geschichtsträchtigen Umgebung.

Nachdem ich 1937 im RAD pflichtmäßig einen Aufbaudienst im Dritten Reich geleistet hatte und ein gutes Führungszeugnis vorweisen konnte, wurde mir anschließend, als ich das Studium in Paderborn wieder aufnahm, eine vorher gezahlte Studienbeihilfe der „Hindenburgstiftung für studierende Kriegerwaisen“ entzogen. Bei Vorlage guter Leistungsbescheinigungen gab es pro Semester bis dahin 150,- RM Beihilfe. Ab Wintersemester 1937/38 wurde ein solches Hindenburgstipendium von einem politischen Zuverlässigkeitszeugnis vonseiten der NSDAP abhängig gemacht. Damit fielen Theologiestudenten aus der Förderung heraus. - Auch mein Antrag, der bei der NS-Kriegsopferversorgung eingereicht werden musste, wurde 1938 abgelehnt. Im Versorgungsamt erfuhr ich auch die Begründung. Der Kreisleiter der NSDAP schrieb, ich sei in keiner NS-Organisation aktiv, und hatte hellseherisch erkannt: „Es ist mit Sicherheit zu erwarten, dass W. in Ausübung seines Berufes die Ziele der Bewegung nicht fördern wird. Die politische Zuverlässigkeit kann ihm daher nicht zuerkannt werden.“

Bei Ausbruch des Krieges stand ich nahe vor der Priesterweihe. Im September 1939 wurden wir Priesterseminaristen aus den Ferien eilends zurückgerufen. Das Seminar war sofort für Lazarettzwecke beschlagnahmt worden. Wir mussten von zu Hause aus Strohsäcke mitbringen und durften im Seminar noch die bisherigen Wohnungen des Vorstandes belegen. Alle Unbequemlichkeit und Enge nahmen wir gerne in Kauf, um möglichst noch vor der Einberufung zum Wehrdienst das Berufsziel des Priestertums zu erreichen.

Priesterweihe und Gemeindedienst

Am 7. Januar 1940 war die Priesterweihe. Mehr als achtzig junge Männer erhielten an diesem Tage in Paderborn die heilige Weihe. Von den früheren RAD-Kameraden kamen herzliche Glückwünsche, aber auch zwei Beileidsbriefe.

Nicht alle Neupriester konnten in Seelsorgestellen eingesetzt werden, weil noch zu wenige Stellen frei waren. Aber dann half der Führer. Schon bald wurden viele Geistliche des Erzbistums eingezogen. Nach fünf Monaten Wartezeit (!) durfte ich Ende Mai 1940 als Vertreter für einen eingezogenen Vikar meine erste Seelsorgestelle antreten.

Durch die Kriegsverhältnisse und Parteiverordnungen war das kirchliche Gemeindeleben schon stark behindert. Ich tat mit Jungem priesterlichem Eifer, was zu tun möglich war, besonders in der Jugendseelsorge. Von der Hitlerjugend bespitzelt und umlauert, trafen wir abends noch zu nichtverbotenen „rein-religiösen Glaubensstunden“ zusammen. Eine vervielfältigte Einladung, die ich an alle katholisch-getauften Jungmänner der Pfarrgemeinde verschickte, zeigte das Christkönigssymbol und hatte den Wortlaut: „, Grüß Gott. Willst nicht auch Du teilnehmen an den Heimabenden der männlichen Pfarrjugend? Dienstagabends um 8.15 Uhr treffen wir uns im Pfarrheim. Da hören, sprechen und singen wir von der Herrlichkeit christlichen Lebens. Mit frohem Willkommensgruß W., Vikar.“ Diese Einladung setzte die Geheime Staatspolizei in Bewegung. - Es erschienen zwei Beamte von der Leitstelle in Dortmund und nahmen mich in ein Verhör. Ihr Vorwurf lautete, die Verteilung der Zettel sei eine staatsfeindliche Aktion und ich habe damit Angehörige der Hitlerjugend in Konflikte gebracht. Im Weggehen kündigten mir die Gestapobeamteten Folgen an.

Abberufung durch Geheime Staatspolizei

Kurz danach erhielt ich den Einberufungsbefehl zur Deutschen Wehrmacht. Der Versuch des Pfarrers, mich für die Gemeindeseelsorge als unentbehrlich zu reklamieren, wurde vom Ortsgruppenleiter der NSDAP abgelehnt mit dem Hinweis, er sei in diesem Falle machtlos, weil die Einberufung von der Geheimen Staatspolizei veranlasst worden sei. So musste ich zwangsweise den erst vor drei Monaten begonnenen priesterlichen Gemeindedienst verlassen. Es war ein Abschied für fast acht Jahre.

Priestersoldat in Hitlers Wehrmacht

Rechtliche und tatsächliche Situation

Sanitätssoldat

Am 10. September 1940 trat ich in Arnsberg den Dienst in Hitlers Wehrmacht an. Ich wurde als katholischer Geistlicher gleich der Sanitäts-Ersatzabteilung in Düren zur Grundausbildung überwiesen. Ich war in schwarzer Priesterkleidung erschienen. Wegen meiner Körperlänge von 198 Zentimetern gab es für mich zunächst keine passende Soldatenuniform. Als Flügelmann der feldgrauen Kameraden stand ich in den ersten Tagen beim Antreten in Schwarz da und erhielt ich beim Wegtreten dann Besen und Eimer zum Revierreinigen. Das wurde in der Kaserne als lustig empfunden. Anpöbeleien gab es aber keine. Unter den Ausbildern traf ich zwei Sanitätsgefreite, die mir schon als Diakone aus dem Priesterseminar bekannt waren. In den vier Kompanien der Sanitätsersatzabteilung gab es Dutzende von Priestern als Rekruten. Trotz der Umstellung auf die härteren militärischen Lebensbedingungen gaben sie sich durchweg alle Mühe, den Anforderungen der infanteristischen Grundausbildung zu entsprechen. Auch das Scharfschießen musste geübt werden. Den ersten Schuss hatte ich unter dem kritischen Blick des Kompaniechefs zu tun. Zufällig traf ich die Zwölf. Nach soldatischem Brauch nahmen alle umstehenden Kameraden achtungsvoll ihren Stahlhelm vom Kopf. Und der Chef im Hintergrunde bemerkte erstaunt: „Die Pastöre! Schießen dürfen sie nicht, aber sie können's wie die Wilddiebe.“

Zum Glück diente die weitere Ausbildung dem militärischen Sanitätsdienst. Man spürte schnell, dass dieser gewiss kein Schondienst sein würde. Es heißt ,die Gefallenenstatistik des ersten wie des zweiten Weltkrieges weise aus, dass bei der Feldtruppe als Krankenträger und Sanitätsdienstgrade prozentual mehr Männer gefallen sind als bei allen anderen Truppengattungen und selbst bei der Infanterie.

Zur Feldtruppe nach Norwegen

Ende Oktober 1940, am Christkönigsfest, wurde ich zur Feldtruppe nach Norwegen in Marsch gesetzt. Ein Wort der Christkönigsliturgie gab mir Zuversicht: „Er, Christus, herrscht von Meer zu Meer, vom

Strom bis an der Erde Grenzen.“ Der Transport vollzog sich unter feindlichem i1mbenwurf und im Bauch eines Frachters durch das verminten Skagerrak.

Ich war 25 Jahre alt, war nach 19 Schul- und Ausbildungsjahren erst vor wenigen Monaten zum Priestertum gelangt und sah mich nun als junger Priester in Hitlers Kriegsmaschinerie eingegliedert. Der Abschied aus Seelsorgedienst und Heimat war kein leichter. Am Einberufungstag zur Wehrmacht blieb ich in Lippstadt vor einem Fachwerkhaus von 1659 stehen. Ich prägte mir die Hausinschrift ein: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget.“ Sie sollte mein Leitwort sein für das Kommende.

In Norwegen wurde ich der Sanitätskompanie einer Infanteriedivision im Raume Bergen zugeteilt. Der Kompanieführer, ein Medizinprofessor und Standartenführer der SS („Schutzstaffel“ der NSDAP), hatte bis zum Kriegsausbruch einen SS-Röntgentrupp geleitet, der durch Stadt und Land fuhr und in der Bevölkerung Röntgenreihenuntersuchungen durchführte. - Als der Krieg ausbrach, ging er mit seinen SS-Leuten zur Wehrmacht und bildete mit diesen die Führungsgruppe einer Sanitätskompanie. In ihr herrschte SS-Geist. Hier galt nur nationalsozialistische Gesinnung. Hier hatte Kirchliches keinen Platz. Und nun kam ein katholischer Priester in die Kompanie. Der Chef selbst musterte sofort den angekommenen Nachschub, ließ zu einer Röntgenreihenuntersuchung antreten, sah jeden persönlich an und fragte jeden zuerst nach Zugehörigkeit zu SS oder SA. Er nahm auch mich von unten bis oben in den Blick und fragte: „Was sind Sie denn von Beruf?“ Antwort: „Katholischer Geistlicher.“ Sofort verkniff sich sein Gesicht, und er knurrte dem neben ihm stehenden Stabsarzt etwas zu. Von diesem erfuhr ich später, dass es die Bemerkung war: „Ist doch eine Schande! Sollte doch sechs Kinder haben!“ Für den Chef und die Leute seiner Art galten alle katholischen Geistlichen als „bevölkerungspolitische Blindgänger“ und „romhörige Vaterlandsverräter“. Ein Eintreten für christliche Grundwerte wurde als „Wehrkraftzersetzung“ angesehen. Die Kompanie unterhielt in Bergen einen Hauptverbandplatz und in dem beschlagnahmten neuen Diakonissenheim ein Ortslazarett. Es war von vornherein nicht zu erwarten, dass hier irgendeine seelsorgliche Einflussnahme des Priestersoldaten auf die Kranken und Verwundeten geduldet werden würde.

Wehrmachtseelsorge

Es gab im Dritten Reich eine offiziell eingerichtete Wehrmachtseelsorge für Heimatgarnisonen und Feldtruppe. Sie war in Artikel 27 des Reichskonkordates von 1933 zwischen Staat und Kirche vereinbart worden. - Damit konnte Hitler auch vor der Welt den Eindruck erwecken, dass in seinem Machtbereich das Christentum nicht ausgeschaltet, sondern humane und christliche Traditionen beibehalten werden sollten. Vielleicht spielten auch persönliche Erlebnisse Hitlers im ersten Weltkrieg für die Beibehaltung der Seelsorge-Tradition in deutschen Streitkräften noch eine Rolle. Kardinal Faulhaber in München hat 1936 einmal an die frühere Äußerung Hitlers erinnert: „Ohne Gottesglauben können die Menschen nicht sein. Der Soldat, der drei Tage im Trommelfeuer liegt, braucht einen religiösen Halt.“⁴

Ein ehemaliger Divisionspfarrer des Weltkrieges, Franz Justus Rarkowski, wurde 1936 von Rom im Einvernehmen mit der Reichsregierung zunächst zum stellvertretenden Feldbischof und 1938 zum Leitenden Feldbischof ernannt. Ihm oblag laut Reichskonkordat die exemte, d.h. von den Ortsbischöfen unabhängige, direkt dem HI. Stuhl unterstellte Seelsorge für die zur Deutschen Reichswehr gehörigen katholischen Offiziere, Beamten und Mannschaften sowie deren Familien. Die nähere Organisation dieser Seelsorge wurde kirchlicherseits durch ein Apostolisches Breve vom 19. 9. 1935 geregelt. Danach sollte der Feldbischof zusammenfassend alles ordnen, was der Förderung und Pflege der religiösen Disziplin der Militärggeistlichen dienen könne und was die ihnen anvertrauten Gläubigen zum fruchtbaren Bekenntnis der katholischen Religion anhalten würde. Der Feldbischof sah die priesterliche Aufgabe der Wehrmachtgeistlichen näher hin darin, dass sie mit Hilfe der ihnen erteilten kirchlichen Sondervollmachten Sorge trügen, dass „ das religiöse Leben des gläubigen

Soldaten seiner Tradition vom Elternhaus entsprechend und den besonderen Verhältnissen angepasst, in die er als Frontsoldat hineingestellt ist, wachsen, sich entfalten und gedeihen kann.“⁵

In der Praxis verstand die nationalsozialistische Führung die Militärseelsorge aber vornehmlich als eine Stütze für die Erziehung der Soldaten zu Pflichterfüllung und Gehorsam, Manneszucht und Opferbereitschaft. - Diesem Anliegen dienten auch manche Aufrufe des Feldbischofs an die katholischen Wehrmachtangehörigen. In seinem Hirtenwort vom 30. 11.1939 rückte er katholisches Priestertum und echtes Soldatentum sehr eng zueinander, indem er die Darlegung eines Offiziers wiedergab: „Priestertum und Soldatentum sind innerlich miteinander verwandt. - Worin besteht diese innere Verbundenheit von Priestertum und Soldatentum? - In jener Opferbereitschaft, die für die soldatische Wesensart in gleicher Weise Grundlage ist wie für die priesterliche Haltung.“⁶

In den amtlichen Richtlinien für die Durchführung der Feldseelsorge erklärte der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht am 24. 5. 1942: „Die Feldseelsorge ist eine dienstliche Einrichtung der Wehrmacht. Sie übt ihren Dienst an den Soldaten christlichen Bekenntnisses aus, die den Wunsch haben, seelsorgerisch betreut zu werden ... Der siegreiche Ausgang des nationalsozialistischen Freiheitskampfes entscheidet die Zukunft der deutschen Volksgemeinschaft und damit jedes einzelnen Deutschen. Die Wehrmachtseelsorge hat dieser Tatsache eindeutig Rechnung.“⁷ Von daher braucht es nicht zu verwundern, dass Einheitsführer in Vorbereitung eines offiziellen Wehrmachtgottesdienstes bei ihrer Truppe dem Kriegspfarrer manchmal einen Altar aufbauen ließen, der ringsum und obenauf mit Hakenkreuzfahnen bedeckt war.

Trotz großen kirchlicherseits aufgebrauchten Entgegenkommens kam es auf verschiedenen Ebenen mehr und mehr zu Spannungen zwischen den in der Wehrmacht vertretenen nationalsozialistischen Kräften besonders des jüngeren Offizierskorps und den religiösen Interessen der kirchlichen Wehrmachtseelsorge.

Nicht selten wurde den Kriegspfarrern von Truppenführern die pflichtmäßige Unterstützung versagt, wurde kein angemessener Raum zur Verfügung gestellt, wurden Einladungen zum Wehrmachtgottesdienst nicht weitergegeben, wurden zu Gottesdienstzeiten auch Arbeitseinsätze oder beispielsweise einmal ein Osterspaziergang der Truppe angeordnet. Immer häufiger wurde auf gemeinsame Feldgottesdienste für katholische und evangelische Wehrmachtangehörige gedrängt, die zum „Regelfall“ erklärt wurden, bei denen aber nur ein einziger Geistlicher amtieren sollte.⁸

Während anfangs noch jeder Kriegspfarrer ein eigenes Dienstfahrzeug zur Verfügung hatte, wurde später dem katholischen und evangelischen Pfarrer zusammen nur ein Auto angewiesen, obwohl sie oft auch örtlich sehr unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen hatten. Im Laufe des Krieges wurden der Wehrmacht besonders in den besetzten Gebieten immer mehr Organisationen (z.B. Organisation Todt, Volkssturm, RAD u.2.) dienstlich unterstellt, für die keinerlei Seelsorge eingerichtet wurde. So

mussten im Kriegseinsatz für das Dritte Reich Millionen von deutschen Männern in harter Lebenslage und Todesgefahr auf jegliche seelsorgerische Betreuung verzichten. Die Zahl der offiziellen Kriegspfarrer wurde zudem immer geringer, weil für gefallene und ausgefallene später keine neuen mehr ernannt wurden.

Höchste Anerkennung gebührt allen Kriegspfarrern, die ihren Dienst unter Schwierigkeiten und Strapazen aller Art jahrelang mit vollem Einsatz ihrer Priesterpersönlichkeit, vielfach in vorderster Linie und bis zum eigenen Verbluten geleistet haben.

Aber auch über die Priestersoldaten im Mannschaftsstande, über ihre rechtliche und tatsächliche Situation, ihre Möglichkeiten und ihr Wirken sollte man mehr erfahren, als bisher bekannt geworden ist.

Der Soldat, „der im Zivilberuf katholischer Geistlicher war“, hatte nicht die priesterlichen Möglichkeiten und nicht die militärischen Privilegien wie der offizielle Kriegspfarrer, der im Offiziersrange stand.

Gerade die militärische Einordnung und rechtliche Behandlung des einfachen Priestersoldaten wirft ein bezeichnendes Licht auf das wahre Gesicht der Hitlerdiktatur und ihre heuchlerische Humanität im Bereich des Christlich-Religiösen.

Rechtliche Stellung des Priestersoldaten

Der Priestersoldat im Feldheer teilte Tag und Nacht unter Vorgesetzten nicht selten niedrigster Qualität im Mannschaftsstande Unterkunft, Verpflegung und Dienste aller Art. Durch Führerbefehl war bestimmt worden, dass kein katholischer Priester Offizier werden durfte. Daraus zog mein Kompaniechef, als ich von meinem vorgesetzten Sanitätsoffizier für die Beförderung zum Unteroffizier vorgeschlagen wurde, den Schluss: „Wenn W. nicht Offizier werden darf, ergibt sich logisch, dass er auch nicht Unteroffizier werden kann. Außerdem kann ich nur Nationalsozialisten befördern.“ So durchstand ich den Krieg als Obergefreiter.

Der Soldat, „der im Zivilberuf katholischer Geistlicher war“, durfte in der Wehrmacht grundsätzlich keinerlei priesterliche Tätigkeit ausüben. - Das Oberkommando der Wehrmacht hatte am 18. 3. 1940 betreffs „Ausübung kirchlicher Handlungen durch zur Wehrmacht als Soldaten eingezogene Geistliche“ verfügt:

„Geistlichen, die in die Wehrmacht als Soldaten oder als Wehrmachtbeamte (nicht als Feldgeistliche) einberufen sind, ist für die Dauer ihrer Zugehörigkeit zur Wehrmacht die Ausübung jeglicher kirchlichen Handlungen innerhalb der Wehrmacht verboten. Außerhalb der Wehrmacht, z.B. auf Urlaub im Heimatort, ist ein Auftreten in Wehrmachtuniform verboten, wenn kirchliche Handlungen vorgenommen werden. - Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, gez. Keitel.⁹

„Für besondere Dienstverhältnisse beim Feldheer“ wurde durch Heeresdienstvorschrift 373 vom 18. 6. 1941, S. 19, für dringendste Fälle eine Ausnahme gestattet:

„Nur in ganz besonders gelagerten Ausnahmefällen (z.B. Sterbefällen, Vorliegen eines besonderen Wunsches der Truppe unmittelbar vor oder nach einer Kampfhandlung) dürfen, wenn kein Kriegspfarrer verfügbar ist, beim Feldheer Soldaten, die im Zivilberuf Geistliche sind, mit Genehmigung des Truppenkommandeurs mindestens im Range eines Regimentskommandeurs im Einvernehmen mit dem zuständigen Kriegspfarrer herangezogen werden.“¹⁰

Praktisch war durch diese „großzügige“ Ausnahmeregelung auch in besonders dringenden Fällen keine erlaubte priesterliche Tätigkeit des Priestersoldaten möglich. Als Krankenträger oder Sanitätsdienstgrad im Kampfgebiet, wo ein Verwundeter am Verbluten war, oder bei Sterbenden auf dem Hauptverbandplatz konnte der Priestersoldat die nötige Erlaubnis zur seelsorgerischen Hilfe praktisch nie einholen oder erlangen. - Er durfte noch nicht einmal seinen Posten verlassen, um eine solche Erlaubnis zu erbitten, Und nicht einmal im Einzelfall konnte der Zugführer oder Kompanie- oder Bataillonsführer, auch nicht der Kriegspfarrer, dem Priestersoldaten erlauben, die hl. Beichte zu hören oder die hl. Ölung zu spenden. Und niemand ringsum wusste auch wohl, wo ein Truppenführer „mindestens im Range eines Regimentskommandeurs“ aufzufinden war, der allein für den dringenden Ausnahmefall die Erlaubnis hätte geben können. Wenn aber der Priestersoldat aus eigener Gewissenspflicht dem Sterbenden half, machte er sich in jedem Falle strafbar. Und diese Strafbarkeit blieb nicht nur eine theoretische Angelegenheit. Sie konnte unangenehm konkret werden.

Das erfuhr ich im Januar 1943 auf unserem vorgeschobenen Hauptverbandplatz im Kampfgebiet vor Leningrad wegen verbotener seelsorgerischer Betätigung. Ich leistete erste Hilfe bei einem Schwerverwundeten. - Er war Katholik. Ich gab mich ihm als Priester zu erkennen und spendete ihm auf seine Bitte hin die sakramentale Lossprechung und die heilige Krankenölung. Er starb unter meinen Händen. Um der Einheit, welcher der Gefallene angehörte, nicht vorzugreifen, schrieb ich erst nach vierzehn Tagen seiner Witwe in einem Feldpostbrief, dass ihr Mann versehen mit den heiligen Sakramenten verstorben sei. Die Frau antwortete mir mit einem herzlichen Dankesbrief, war aber verärgert und beunruhigt, weil sie von der Truppe des Mannes noch keine Todesnachricht erhalten hatte. Deshalb beschwerte sie sich mit Berufung auf meinen Namen und meine Mitteilung bei dem Kompanieführer ihres Mannes. Dieser war verärgert und machte daraus eine Anzeige.

Es gab gerade eine neue Verfügung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 8. 12. 1942 folgenden Inhalts, auf welche sich die Anklage stützen konnte:

„Trotz bestehenden Verbotes schalten sich Angehörige der Sanitätseinheit, die im Zivilberuf Pfarrer sind, bei der Benachrichtigung der Angehörigen der in den Lazaretten verstorbenen Soldaten immer noch wieder ein, indem sie den Angehörigen konfessionell ausgerichtete Trostbriefe schreiben. Es wird gebeten, von dort aus eine Verfügung an sämtliche Lazaretteinheiten herausgehen zu lassen, nach der die Unterrichtung der Angehörigen der gefallenen und im Lazarett verstorbenen Soldaten einzig und allein Aufgabe der Einheitsführer bzw. der Chefärzte ist. Wenn auch weiterhin nach Herausgabe dieser Verfügung hiergegen in Einzelfällen verstoßen wird, so muss eine strenge Bestrafung für jeden Übertretungsfall einsetzen.“¹¹

Der Kriegsrichter unserer Division sah diesen Fall für gegeben an und ließ mich im Hauptverbandplatz mitten aus der Arbeit heraus verhaften. Ich wurde als Untersuchungsgefangener vorschriftsmäßig — auch Angehörige der Sanitätsgruppe hatten zur Notwehr und zum Schutze der Verwundeten Gewehr und Seitengewehr — entwaffnet. Eigene Kameraden mussten vor dem Bunker, in den ich eingesperrt war, Wache stehen. Ich wurde ausführlich auch zu meinem früheren Lebenslauf verhört. Zur Sache konnte ich durch den Dankesbrief der Frau beweisen, dass nicht ich, wie der anzeigende Kompaniechef behauptete, sondern dieser selbst die Frau in der Heimat „beunruhigt“ hatte, weil er sie mehrere Wochen auf die Todesnachricht warten ließ.

Auch berief ich mich auf den katholischen Divisionspfarrer, der bisher gegen meine gelegentliche seelsorgerische Tätigkeit auf dem Hauptverbandplatz noch keinen Einspruch erhoben hätte. Durch Vermittlung des K1:1egspfarrers und weil ich militärisch noch nicht vorgestraft war, billigte mir der Kriegsrichter mildernde Umstände zu, und es wurde als Strafe nur ein strenger Verweis verhängt, den ich als Sträfling vor versammelter Truppe entgegennehmen musste. Das geschah unter dem Gedonner der Front in der Winterschlacht um Leningrad im Januar 1943.

Die Sondergesetzgebung für Priestersoldaten in Hitlers Wehrmacht zielte unverkennbar darauf hin, sie als Priester in der Truppe zu isolieren und religiöse Einflussnahme auf Kameraden zu verhindern. Das zeigen auch die Bestimmungen, die für die Messfeier von „Soldaten, die im Zivilberuf katholische Priester“ waren, erlassen wurden.

Die Feier der heiligen Messe ist für jeden Priester und in den Augen des gläubigen katholischen Volkes die wichtigste Handlung und der größte Heildienst, zu dem der Priester durch die Priesterweihe befähigt und verpflichtet ist. Die Feier der heiligen Messe ist sein priesterlichstes Anliegen und Bedürfnis. Von dem Tage an, an welchem der Priester als Soldat in Hitlers Wehrmacht verpflichtet wurde, war ihm die Feier der heiligen Messe generell untersagt. Wohl nur die Sorge, dass dieses Verbot unter katholischen Soldaten und in der katholischen Bevölkerung Unruhe oder Empörung auslösen könnte, veranlasste das Oberkommando der Wehrmacht, sich „großzügig“ zu geben und gewisse Ausnahmen zu gestatten. Eine Verordnung des Oberkommandos der Wehrmacht

vom 28.7. 1940 betreffs „Ausübung kirchlicher Handlungen durch zur Wehrmacht als Soldaten eingezogene Geistliche“ besagt:

„In Ergänzung der Verfügung OKW Nr. 1376/40 J (Ia) vom 13. 3. 1940 wird darauf hingewiesen, dass gegen die private Feier des Messopfers durch katholische Geistliche, die als Soldaten zur Wehrmacht eingezogen sind, keine Bedenken bestehen. - Selbstverständliche Voraussetzung ist es, dass die Feier in der dienstfreien Zeit stattfindet und andere Zivilpersonen oder Wehrmachtangehörige nicht teilnehmen. - Als Ministranten dürfen andere, sich freiwillig meldende Soldaten nur teilnehmen, wenn sich bei der Truppe nur ein einziger Geistlicher befindet, so dass ein gegenseitiges Ministrieren nicht möglich ist.“¹²

Bezüglich der „Versorgung von Priestersoldaten mit dem für die vom OKW am 28. 7. 1940 gestattete private Messfeier notwendigen Gerät“ teilte der katholische Feldbischof am 15. 5. 1942 mit, dass die Versorgung mit liturgischem Gerät

„nur in privater Form“ erfolgen könne, „sowohl hinsichtlich der Beschaffung wie der Belieferung. Wehrmachtgeistlichen, Kriegspfarrern und Standortpfarrern im Nebenamt ist es nicht gestattet, dienstliche Bescheinigungen über die Notwendigkeit oder Dringlichkeit von Feldmesskoffern für Priestersoldaten auszustellen.“¹³

Die Beschaffung des notwendigen liturgischen Gerätes „in privater Form“ war keine besonders große Schwierigkeit. Denn die katholischen Frauen- und Müttergemeinschaften in der Heimat machten es sich zur Ehre, Priestersoldaten mit einem „Messkoffer“ in Form einer tragbaren Segeltuchtasche zu versorgen. Aber auch, wenn das Gerät zur Verfügung stand, war die bei der Truppe gestattete „private Messfeier“ noch keineswegs möglich. Denn beim Feldheer war zumeist die geforderte „selbstverständliche Voraussetzung, dass die Feier in der dienstfreien Zeit stattfindet und andere Zivilpersonen oder Wehrmachtangehörige nicht teilnehmen“, nicht gegeben.

Wann gab es denn für den Soldaten im Mannschaftsstande beim Feldheer und im Kampfgebiet wirklich Freizeit? Wo gab es in den engen Bunkern und überbelegten Unterkünften einen Raum ohne Anwesenheit von anderen Soldaten oder Zivilpersonen? Wie konnte der Priestersoldat den etwa vorhandenen Messkoffer überhaupt bewahren und mitführen, wenn es einen Stellungswechsel gab und nur Dienstausrüstung und Dienstgepäck mitgeführt werden durften? Schikanöse Vorgesetzte, denen alle kirchlichen Dinge ein Dorn im Auge waren, benutzten die Gelegenheit des Stellungswechsels gerne, um unzulässige Privatsachen zurückzuweisen.

Wie auch in einer Heimatgarnison die Messfeier schikanös verhindert werden konnte, berichtete mir ein münsterländischer Kaplan, der in Kiel bei der Marine ausgebildet wurde. Am dienstfreien Sonntagnachmittag ging er in der Stadt zu einer katholischen Kirche und feierte mit Erlaubnis des Pfarrers dort still und allein eine heilige Messe. Kameraden hatten davon erfahren und erzählten es in der Kaserne. Der Kaplan wurde vom Chef zur Rede gestellt und gefragt, ob er dienstliche Erlaubnis zu der Messfeier gehabt habe. Der Kaplan berief sich auf die Wehrmachtverfügung, dass ihm eine Messfeier in der Freizeit ohne Beisein anderer erlaubt sei. Der Chef gab sich damit nicht zufrieden, sondern fragte weiter: „Was für eine Bekleidung haben Sie in der Kirche getragen?“ Antwort: „Was dafür vorgeschrieben ist!“ Chef: „Dann haben Sie also Zivilkleidung getragen! Hatten Sie denn für den Ausgang aus der Kaserne Zivilerlaubnis bekommen?“ Antwort: „Nein!“ Chef: „Also haben Sie sich strafbar gemacht! Wissen Sie das? Sie erhalten hiermit eine strenge Verwarnung und müssen im Wiederholungsfalle mit schärferer Bestrafung rechnen!“ So einfach war das, einem Priestersoldaten die Messfeier unmöglich zu machen und ihm Rechte zu nehmen, die ihm sogar vom Oberkommando der Wehrmacht zugestanden waren. Auch auf dem Beschwerdeweg war praktisch kaum etwas zu machen. Der kleine Landser hätte sich beim nachfolgenden Kasernendienst — wie die Redewendung lautete — wohl bald „sich selbst nicht mehr wiedererkannt“.

War in Hitlers Wehrmacht schon die offiziell im Dritten Reich noch zugelassene Wehrmachtseelsorge von oben her so eingeschränkt, dass sie den Bedürfnissen der Soldaten keineswegs genügen konnte, so war der Priestersoldat im Mannschaftsstande trotz einiger entgegenkommender Verfügungen auf dem Papier doch rechtlich so eingeschränkt, dass er sich praktisch bei jedem Versuch, priesterlich tätig zu werden, strafbar machte.

Tatsächliche Seelsorgedienste des Priestersoldaten

Dieser Darlegung der rechtlichen Verhältnisse muss gegenübergestellt werden, dass dennoch während des ganzen Krieges von Priestersoldaten bei der Truppe, in Lazaretten und auf Hauptverbandplätzen und von Krankenträgern bei den kämpfenden Einheiten ein priesterlicher Dienst sehr weiten Ausmaßes geleistet worden ist.

Das wissen Hunderttausende von deutschen Männern aus ihrer eigenen Kriegserfahrung, und davon könnten die früheren Priestersoldaten selbst viel erzählen. Aber es ist darüber kaum etwas veröffentlicht worden.

Mehr als vierzig Jahre nach den Kriegereignissen mag es aus geschichtlichem Interesse angebracht und zur Beleuchtung der religiösen Verhältnisse im Dritten Reich willkommen sein, dass ein früherer Priestersoldat aus eigenem Erleben etwas niederschreibt über das Priesterdasein in Hitlers Wehrmacht und in den nachfolgenden Jahren der Kriegsgefangenschaft. Ich will es, nicht ohne Scheu vor sehr persönlichen Eröffnungen, im Folgenden tun.

Der junge Priester wurde mit der Einberufung zur Wehrmacht in eine fremde Welt versetzt. Wie für jeden eingezogenen Soldaten änderten sich für ihn zwangsläufig alle gewohnten Lebensumstände, Dabei bedrückte mich besonders, dass ich, von einer Willkürmaßnahme der Hitler'schen Geheimen Staatspolizei gezwungen, strafweise aus meiner ersten Dienststellung in einer Kirchengemeinde entfernt wurde und nun eben diesem Hitlersystem mit ganzer Person dienen sollte. Ich wusste aber, dass ich auch in der neuen Situation Priester war und bleiben musste, und konnte mich innerlich zurechtfinden in dem Gedanken: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget.““

Je mehr die geltenden Wehrmachtsgesetze die priesterliche Betätigung innerhalb der Wehrmacht untersagten und dazu dienen mochten, das priesterliche Selbstbewusstsein des Priestersoldaten zu unterdrücken, desto mehr konnte dieses sich doch erheben und gestärkt werden durch die Großzügigkeit, mit welcher seine Kirche selbst ihm unter diesen Umständen Vertrauen schenkte und außerordentliche kirchliche Vollmachten verlieh.

Geistliche, die für die Zivilseelsorge approbiert und seit längerer Zeit in derselben tätig waren, konnten über den zuständigen Kriegspfarrer vom Feldbischof die den Kriegspfarrern selbst gewährten kirchlichen Fakultäten bekommen.¹⁴ Diese Vollmachten betrafen Zeit und Ort der Messfeier, besondere Messformulare, eucharistische Nüchternheit, Beichtvollmachten, Generalabsolution, Brevier-Gebet, Ablässe, Segnungen, Weihen u.a.m. Darunter waren Privilegien, wie sie in Friedenszeiten selbst Bischöfe nicht ohne päpstlichen Gnadenerweis erlangen konnten. - Dass ich vor der Einberufung zum Militär bereits eine Seelsorgestelle innehatte, genügte dem zuständigen Kriegspfarrer, diese umfangreiche Jurisdiktion für mich zu beantragen.

Sie wurde am 23. 10. 1940 vom Feldbischof erteilt und auf meinem Zelebret, dem bischöflichen Dokument über die Erlaubnis zur Messfeier, vermerkt. Ich habe über die Großzügigkeit der Mutter Kirche dankbar gestaunt und mich bemüht, die erteilten Vollmachten gewissenhaft auszuüben.

Sein väterliches Verständnis für alle Kleriker, die im zweiten Weltkrieg zum Heeresdienst eingezogen wurden, drückte der HI. Vater Pius XII. in einem Apostolischen Mahnwort vom 8. 12. 1939 aus:

„Tief erschüttert“, schreibt er, „durch die Angst und Unruhe eines Krieges, den Wir mit heißem Bemühen, aber vergeblich zu beschwören versucht haben, nehmen Wir, geliebte Priester und Kleriker, innigen Anteil an eurem Schicksal und eurer gegenwärtigen Lage. Das Unwetter des Krieges hat euch aus der Arbeit eures heiligen Dienstes und aus den stillen Stätten geistlicher Bildung herausgerissen und euch zu den Fahnen, zu den Waffen geführt ... Ohne jede Gewöhnung an eure jetzige Lebensweise, ohne eine Ahnung von dem, was euch bevorstand, müsst ihr Kriegsdienste leisten in Feldbefestigungen, in Krankenhäusern, in Feldlazaretten unmittelbar in der Kampfeslinie ... Zum größten Teil habt ihr Dienste zu verrichten, die eurem eigentlichen Beruf ganz fremd sind ...“ Der Hl. Vater mahnt dann, dass der Geist, der die bisherige Tätigkeit leitete, nicht mit dem Kleide abgelegt werden darf, und erinnert daran, dass der Priester von seiner Berufung her nicht nur die enge Aufgabe hat, für den Gottesdienst zu sorgen, sondern auch ein Verkünder des Wortes sein muss, ein Gesandter Christi, des Gekreuzigten, wie Paulus es war, der Christus durch das Zeugnis seines Lebens wie seines Wortes in alle Länder getragen habe „zu jeder Zeit, unter vier Augen und in aller Öffentlichkeit, einerlei, ob er den blauen Himmel schaute oder in Ketten gefesselt lag.“ Und es sei eine kostbare Fügung der göttlichen Barmherzigkeit, dass der Priester nun, der gewohnten Arbeit entrissen, in die Truppe eingereiht mit Menschen zusammenkomme, die verschieden seien „nach Erziehung und Gesinnung, Beschäftigung und Religion, nicht selten Gott feindlich, unbekannt mit Christus und dem Evangelium, ja selbst mit den Grundwahrheiten des Glaubens, lebhaft interessiert für alle möglichen Dinge, nur nicht für ihre Seele und deren ewiges Glück.“ Und der Papst fährt fort: „Da schickt dann die göttliche Barmherzigkeit euch zu Ihnen, die euch vielleicht verachteten, die sich weigerten, von euch die Lehre des Heils und die Gnade unseres Heilandes Jesus Christus anzunehmen. Diese Menschen bringt er in eure Nähe als eure Kameraden in Anstrengungen und Gefahren, in Not und Mühseligkeit, Kostbar sei euch der Schatz, den die flüchtige Stunde euch zuträgt! ... Immer leuchte aus eurem Verhalten heraus das Bild des Dieners Gottes! ... Ihr seht, welch weites Arbeitsfeld euch die göttliche Vorsehung anvertraut hat, damit ihr es mit hochherziger Tatkraft bebaut, nachdem ihr aus eurer stillen Seelsorgearbeit und aus dem geistlichen Seminar herausgerissen seid ... Wieviel Welt- und Menschenkenntnis könnt ihr aus der Mühseligkeit und den Gefahren des Soldatenlebens euch aneignen, wodurch ihr reicher werdet an Erfahrung und eure Tugend und eure apostolische Arbeit das Kennzeichen männlicher Kraft und sittlicher Reife erhält. Nicht Verlust, sondern Gewinn für euer Priestertum bringt diese Zeit, die euch eine verhängnisvolle Unterbrechung eures gewohnten Lebenslaufes zu sein scheint, wenn ihr sie nur weise benutzt, wenn ihr vor dem Angesichte des Herrn wandelt, wenn ihr niemals seine Hand abweist, die zum immerwährenden Lob und zur Verherrlichung Gottes im dürren, lechzenden und wasserlosen Lande euch aufwärts führt zu den höchsten Zielen.“¹⁵

So gab uns der Hl. Vater in erstaunlichem Verständnis für die reale soldatische Situation für die Kriegsjahre ein ermutigendes Leitbild. - Im gleichen Sinne richtete am 29. 2. 1940 der Paderborner Erzbischof Dr. Caspar Klein ein aufmunterndes Hirtenwort an die zum Militärdienst einberufenen Priester, Kleriker und Theologiestudenten und mahnte sie, auf das gewissenhafteste alles zu erfüllen, was die Kriegszeit „nach der Einberufung zum vaterländischen Dienst“ von ihnen fordere.

Der Gedanke, dass es eine sittlich erlaubte oder vom Gewissen geforderte Wehrdienstverweigerung geben könne, findet keine Erwähnung. - Die soldatische Pflichterfüllung wird gefordert, „weil uns heilig ist und bleibt das Christuswort ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist‘. – „Wir dürfen uns“, schreibt der Erzbischof, „den Opfern, die das Vaterland in Kriegszeiten von uns verlangt, nicht entziehen, wir müssen vielmehr in engster Verbundenheit, selbstlos, in fester Ausdauer und in heldenhaftem Todesmut dienen ... Ihr aber, meine lieben einberufenen Priester, Kleriker und Theologiestudierenden, zeigt Euch im gegenwärtigen schweren Völkerringen durch Euren Opfer - und Heldenmut im deutschen Kriegsheer vorbildlich und macht den in vielen Köpfen deutscher Volksgenossen herrschenden Argwohn zuschanden, jenen durch nichts begründeten, aber

unheilvoll wirkenden Argwohn, als ob das katholische Christentum die Vaterlandstreue und Wehrtüchtigkeit schwäche und in Frage stelle, ja als ob die Priester und Priesteramtskandidaten staatsabträglich wirkten oder die Entschlossenheit und Geschlossenheit unseres Volkes bei dem Kampf um seine Existenz beeinträchtigten. - Nein, wir betuern bei dieser Gelegenheit aufs feierlichste: Wir haben unsere Pflicht getan und werden sie tun!“¹⁶

In dieser Bereitschaft haben zahlreiche Priester und Theologiestudierende in diesem Kriege ihr Bestes und ihr Letztes hingegeben.

In Norwegen

Bei der schon erwähnten Sanitätskompanie in Norwegen hatte ich reiche Gelegenheit, neue Erfahrungen im Zusammenleben mit Menschen unterschiedlichster Gesinnung und Ideologie zu machen. Die radikal-national— sozialistische Führung konnte trotz scharfer Wachsamkeit nicht alle priesterliche Einflussnahme des Priestersoldaten im Kompaniebereich und darüber hinaus unterbinden. Es bildeten sich bald Kontakte und Stützpunkte von Gleichgesinnten. - Unsere Truppen lebten nach der Besetzung Norwegens dort fast garnisonmäßig. Große kriegerische Aktionen gab es nicht. Wir hatten geregelten Dienst, saubere Unterkünfte, ausreichende Verpflegung und dienstfreie Stunden. Die kranken, unfallverletzten oder verwundeten Kameraden wurden unter Inanspruchnahme norwegischer Einrichtungen fast zivilmäßig versorgt. Es gab gute Gelegenheit, im Sanitätsbereich praktische und theoretische Erfahrungen zu sammeln, die uns später in Russland sehr zugute kamen.

Die Stadt Bergen hatte eine kleine katholische Pfarrgemeinde. Auch der Divisionspfarrer, dem ein Küstengebiet von mehreren hundert Kilometern Länge mit sehr verstreuten deutschen Kampfstellungen auf Schären und im Gebirge anvertraut war, hatte seinen Sitz in Bergen. - Sooft er in der Stadt sein konnte, feierte er sonntags in der Pfarrkirche einen Wehrmachtsgottesdienst. Dabei trafen sich meistens Angehörige der verschiedensten Einheiten aus Heer, Marine und Luftwaffe. Nach dem Gottesdienst gab es Gespräche miteinander. Es bildeten sich Gruppen, in denen Nachrichten aus der Heimat und vom Kirchenkampf in Deutschland besprochen und religiöse Kleinschriften, auch die jüngsten Hirtenbriefe des Münsterschen Bischofs Graf von Galen, ausgetauscht wurden. So fand der Priestersoldat einen festen Kreis von Kameraden, die zuverlässige Freunde wurden und auch dem Divisionspfarrer an ihren jeweiligen Einsatzorten vorbereitende Hilfe für Wehrmachtsgottesdienste leisteten.

Außer der Pfarrkirche gab es in Bergen auch ein Mutterhaus der St. Xaverius-Schwestern, einer um die Jahrhundertwende eigens für Norwegen gegründeten Genossenschaft, zu der von Anfang an viele deutsche Schwestern gehörten. Die meisten besaßen bereits die norwegische Staatsbürgerschaft. In ihrer Kapelle konnte ich manchmal, wenn ich von der Truppe Freizeit hatte, mit Kameraden unauffällig die heilige Messe feiern. - So wohlwollend die Schwestern uns gegenüber auch innerlich eingestellt waren, so war es doch für sie unangenehm und gefährlich, wenn die Bevölkerung sah, dass deutsche Soldaten bei ihnen ein- und ausgingen. Das konnte sie ihr sonst sehr hohes Ansehen bei den Norwegern kosten und den Verdacht der Zusammenarbeit mit den verhassten Besatzern einbringen. - Darum nahmen wir uns beim Betreten und Verlassen des Klosters sehr in Acht. Nach dem Kriege besuchte ich auf Einladung der Schwestern einmal das Mutterhaus in Bergen. Die Generaloberin tat unter Tränen und auf den Knien Abbitte für die den Schwestern im Kriege aufgezwungene Zurückhaltung uns deutschen Soldaten gegenüber. Ich erklärte ihr, dass ich sehr dankbar an ihr Haus zurückdenke und ihre damalige Situation immer verstanden hätte, Bis heute sind noch freundschaftliche Beziehungen zu diesen Schwestern lebendig.

Weniger verständlich war mir das damalige Verhalten des Pfarrers, der während der Besatzungszeit jede Sonntagsnachmittagsandacht zu einer Trauerfeier machte, indem er wegen der Anwesenheit der

Deutschen in Norwegen das Miserere (Ps. 50) singen ließ, und der sich verbat, dass ich ihn als Soldat außerhalb der Kirche grüße. Zum ersten Mal empfand ich damals schmerzlich, dass sogar im kirchlichen Bereich der Nationalismus der priesterlichen Brüderlichkeit schweren Abbruch tun kann. - Die Kriegszeit in Bergen ließ mich die grandiose Schönheit des Landes der Fjorde und Fjelle erleben und wertvolle Einblicke in die nordische Volkskultur gewinnen. Neben der Hl. Schrift gehörte zu meiner privaten Ausrüstung auch die „Edda“ mit den nordischen Götter- und Heldengesängen aus dem 9.—11. Jahrhundert. So förderte der Krieg mein schon im Paderborner Hochschulstudium gewecktes religiös-volkskundliches Interesse, das im weiteren Kriegsverlauf sogar in Russland und in Estland, Lettland und Litauen mancherlei Nahrung fand.

Einen besonderen Gewinn brachten mir in Norwegen auch ökumenische Kontakte, besonders zu dem lutherischen Pfarrer und Rektor des von uns als Ortslazarett eingerichteten evangelischen Diakonissenheims. - Die Diakonissen mussten uns bei der Krankenpflege helfen, dem Rektor war der Zugang in unsere Einrichtungen versagt. Aber durch eine Flurtür im Keller hatten wir abends und nachts oft Verbindung. Er sprach gut Deutsch und schätzte bis zum Überfall der Deutschen auf Norwegen die deutsche Kultur. Es gab zwischen uns lange wechselseitige Gespräche und Informationen über das kirchliche Leben. Er stand den Anglikanern nahe und war seit Jahrzehnten in Beziehungen zu Schweden und England ökumenisch bemüht. Er schüttete mir auch sein Herz aus über die Notsituation, die jetzt von den Deutschen mit Hilfe der nationalsozialistischen Quisling-Partei über die norwegische Kirche gebracht wurde. Das Oberhaupt dieser Kirche, der norwegische König, war nach England geflüchtet, alle Bischöfe der norwegischen Staatskirche waren amtsenthoben. In der Kirche herrschte Verwirrung. „Hätten wir“, sagte mir mein lutherischer Amtsbruder im Diakonissenheim, „nicht staatlicherseits ernannte, sondern wie die katholische Kirche durch apostolische Nachfolge autorisierte Bischöfe, gäbe es diese Not nicht.“ Und er fügte hinzu: „Die jetzige Notzeit muss ich mit meiner Kirche zu durchstehen suchen. Wenn aber hier alles bricht, dann weiß ich, wo die stärksten Mauern sind: Rom!“ Als ich zeitweilig keine Gelegenheit fand, die katholische Kirche zu besuchen oder mit Hilfe meines Messkoffers irgendwo die heilige Messe zu feiern, bot der evangelische Mitbruder mir von sich aus an, ich könne in seiner Diakonissenkapelle zelebrieren. Er würde sich freuen, erklärte er, wenn diese neue Kapelle durch die Opferfeier eines katholischen Priesters für immer eine Weihe empfangen. Zwanzig Jahre danach besuchte mich dieser Freund auf der Rückfahrt von einer Heilig-Land-Reise einmal in Paderborn. Er brachte mir einen Rosenkranz vom Ölberg mit und ministrierte mir in einer Kapelle des Paderborner Doms in lateinischer Sprache bei der heiligen Messe. Interessiert orientierte er sich im Paderborner Adam-Möhler-Institut über den Stand der ökumenischen Bemühungen nach dem II. Vatikanischen Konzil. Im vorigen Jahr ist er verstorben. Noch in einem seiner letzten Briefe brachte er den Zwiespalt zum Ausdruck, dass er zwar katholisch denke, aber doch die Kircheng Zugehörigkeit nicht gewechselt habe. Und er schließt: „Wenn mich aber der Herr einmal abberuft, ich glaube: im Himmel muss er mich dann doch in die katholische Abteilung tun!“

Im Rückblick auf Norwegen bin ich immer wieder dankbar für die dortigen Erfahrungen mit Land und Leuten, mit katholischer Diaspora und Ökumene.

In bester Erinnerung sind mir die katholischen Kompaniekameraden, die aus dem Bund der Katholischen Jugend, aus der Kolpingfamilie und der Deutschen Jugendkraft kamen und als Minderheit in dieser Kompanie die Nazidiktatur der Führung ablehnten und sich einen katholischen Sinn bewahrten. Sie freuten sich, bei einem Priester ihre Sorgen aussprechen zu können und waren mir stille Helfer zu seelsorgerischen Kontakten mit den Kranken und Verwundeten. Sie sagten mir, wo ich als Priester nötig war und schirmten mich vor Überraschungen ab, wenn ich in einem Nebenraum heimlich die heilige Messe feierte oder einen Kranken auf den Sakramenten-Empfang vorbereitete.

Manche seelsorgerischen Erlebnisse dieser Zeit sind mir unvergesslich. Da war z.B. ein kranker SS-Mann, der gerade die Nachricht erhalten hatte, dass seine Mutter in der Heimat plötzlich gestorben war. Er weinte und öffnete sich im Gespräch und verfiel in laute Selbstvorwürfe, dass er kürzlich aus der Kirche ausgetreten sei. Schluchzend wiederholte er wieder und wieder: „Wenn das meine Mutter wüsste!“ und bat dann inständig: „Kamerad, kannst du für meine tote Mutter wohl eine heilige Messe feiern?“

Dort im Ortslazarett lernte ich auch den ersten Sowjetsoldaten kennen. Er war Gefangener und mit einer russischen Arbeitskolonne in Bergen in einer Fabrik zu Arbeiten eingesetzt. Unterwegs zur Arbeitsstelle trat er einen Schritt aus der Kolonne heraus, um eine Rübe am Straßenrand aufzuheben, Im gleichen Augenblick schoss ihn der deutsche Wachposten aus nächster Nähe in den Bauch. Bei umgekehrten Verhältnissen habe ich später in Russland oft an diese Szene gedacht. Der Verwundete wurde zu uns in das Ortslazarett gebracht und lag nach der Operation fieberhaft im Sterben, Ich hatte ihn zu pflegen und fühlte mich gedrängt, ihn nach Möglichkeit noch zu einem Gedanken an Gott zu bringen. Aber wie? War er vielleicht Christ oder gar Katholik? War er Atheist? Ich konnte noch kein Wort Russisch. Ich versuchte, ihn auf Deutsch, auf Französisch und mit ein paar Worten Englisch anzusprechen. Dann lateinisch: „Dominus vobiscum!“ Keine Reaktion. Fiebergelühend schaute er mich an. Dann sprach ich das ostkirchliche „Kyrie eleison!“ Er hob den Kopf und antwortete hastig: „Kyrie eleison, Christe eleison!“ Er war also ein Christgläubiger und rief nach dem Erbarmen des Herrn. Ich zeigte ihm das Kreuzchen des Rosenkranzes, den meine Großmutter mir 1926 zur ersten heiligen Kommunion geschenkt hatte. Er griff danach und hielt das Kreuz so fest, dass ich es gar nicht zurücknehmen konnte. Ich habe es vom Rosenkranz gelöst und ihm überlassen. Und während ich ihm bedingungsweise die sakramentale Lossprechung spendete, tat der Sterbende den letzten Hauch. Nach dem Tode habe ich das Kreuzchen später seiner geschlossenen Hand entnommen und wieder an den Rosenkranz geheftet. Es hat mich weiter durch den Krieg begleitet. Wenige Tage vor Weihnachten 1943 ist es an der Ostfront tief in Russland in einer Hütte als Andenken bei einer Familie geblieben, wo ich durch eine eigenartige Fügung eine römisch-katholische Großmutter, die aus Weißrussland stammte und seit zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen hatte, mit den Sakramenten versehen und ihre vier Enkelkinder katholisch taufen durfte.

Bei solchen Gelegenheiten priesterlichen Wirkens hatte ich dankbar verspürt, dass ich nicht zufällig und sinnlos in die Kriegssituation hineingeworfen wurde, sondern, wie der Hl. Vater schrieb, durch Gottes Barmherzigkeit in einen Sonderdienst hineingestellt wurde, für den sonst kein Priester da war. Und mein inneres Ja zu diesem Dienst fand oft dankbaren Ausdruck in dem schon erwähnten Lippstädter Hausspruch: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget.“

An der Ostfront

Im November 1942 wurde unsere Infanteriedivision aus Norwegen nach Russland verlegt. Über Oslo, Stettin, Ostpreußen und Polen ging es an die Nordfront in das Kampfgebiet vor Leningrad. - Je weiter wir in Russland hineinkamen, desto stiller und bedächtiger wurde es in dem Eisenbahnwaggon. Jeder spürte: jetzt wird für uns der Krieg hart und blutig ernst. Ich erinnere mich, wie einer der Kameraden in die Stille hinein plötzlich sagte: „Ist doch gut, dass wir jetzt einen Pastor bei uns haben!“ Für Tausende dieser Infanteriedivision hat es keine Heimfahrt ins Reich gegeben.

Vom Entladebahnhof Tosno aus kam unsere Einheit direkt in den Fronteinsatz. Schon nach zwei Tagen gehörte ich dem Kommando eines vorgeschobenen Hauptverbandplatzes an. Die Landschaft war tiefwinterlich verschneit und vereist. In Erdbunkern unter der Schneedecke wurden die herangetragenen Verwundeten verbunden und operiert. Es mangelte an Wärme, Licht und Winterbekleidung. Alle Einsatzfähigen waren Tag und Nacht von lebensnotwendigen Diensten gefordert und gaben ihr Bestes.

Sterbehilfe

In dieser Situation stand ich besonders oft in der doppelten Verantwortung des Sanitätsdienstes und der priesterlichen Sterbehilfe. Gewöhnlich hatte ich die ankommenden und herbeigebrachten Verwundeten aufzunehmen, ihre ärztliche Behandlung vorzubereiten und bei den Operationen Narkose zu geben. Eine schwierige Aufgabe war es, unter den besinnungslosen Schwerverletzten, die oft schubweise ankamen, den zu bestimmen, der als erster versorgt werden sollte, zumal wenn wegen eines schon angelegten Notverbandes die Schwere der Verwundung nicht gleich zu erkennen war. Häufig waren die, die erst liegen bleiben mussten, nach einer halben Stunde, wenn sie operiert werden sollten, schon tot.

Bei der Aufnahme bestand oft die einzige und letzte Gelegenheit, mit den noch ansprechbaren Verwundeten auch ein geistliches Wort zu sprechen. Aber wie war das unter diesen Umständen möglich? Der Priester konnte, wenn er beim Auskleiden des Verwundeten nicht das Soldbuch oder ein Feldgesangbuch oder zufällig einen Rosenkranz oder eine Medaille fand, nicht ahnen, wes Geistes Kind dieser war. Und der Verwundete hatte keine Ahnung, dass in der Uniform des Sanitätssoldaten ein katholischer Priester um ihn war. Es war schwer, hier gleich einen geistlichen Kontakt zu finden. Die im Pastoralstudium ehemals gelernten Regeln der Krankenseelsorge waren auf diese Situation nicht zugeschnitten. - Und doch wurde auch hier ein Weg gefunden, der oft schon nach wenigen Worten zum Wesentlichen führte. Nach der zuerst notwendigen körperlichen Dienstleistung stellte ich die Frage: „Soll ich dir sonst noch etwas tun?“ Dann kam oft gleich die Gegenfrage: „Was meinst du denn?“ Und dann erklärte ich: „Man kann vielleicht auch mal ans Beten denken! - Hältst du was vom Beten?“ Irgendwie erstaunt, abweisend oder bedenklich und zustimmend ging fast jeder auf diese Frage ein. Und daraus war zu erkennen, ob ein weiteres geistliches oder priesterliches Angebot hier Sinn hatte. Oft kam es dann auch bei denen, die lange kein Gebet mehr geübt hatten, zu einem Vaterunser. Und wenn einer noch auf das Ave-Maria einging, erwies er sich als Katholik, und dann war auch meist der Weg zur priesterlichen Absolution und zur Salbung mit dem immer bereitgehaltenen heiligen Öl geebnet. Das alles musste oft im Bruchteil einer Minute geschehen oder im letzten Augenblick vor dem Tröpfeln aus der Ätherflasche. Nur im Vertrauen darauf, dass mir in der Priesterweihe auch für den priesterlichen Einsatz in dieser Situation Gottes Heiliger Geist als Beistand zugesagt war, ist es gelungen, dass ich oft und oft, hunderte Male, sterbenden Kameraden in solcher Weise beistehen konnte. Und trotz aller Strafbarkeit dieses Tuns im Sinne der Wehrmachtgesetze bin ich deswegen nur einmal mit dem Strafrichter in Konflikt gekommen.

Messfeiern

Sehr schwierig war es natürlich für einen Priestersoldaten, beim Feldherrn an der Ostfront eine Gelegenheit zu finden, das hl. Messopfer zu feiern. - Zum Glück aber hatten unser Kompaniechef, der SS-Standartenführer, und seine ganze Führungsgruppe den Wechsel nach Russland nicht mitgemacht. Sie gingen zur Waffen-SS nach Polen. Mein Messkoffer war von einem hilfsbereiten Unteroffizier, Kolpingsohn und Schreinermeister, in dessen Werkstattwagen versteckt nach Russland gelangt. Ein paar kleine Medizinfläschchen mit Wein und einige ungeweihte Hostien hatten mir die guten St. Xaverius-Schwester aus Bergen mit auf den Weg gegeben. - Ich wusste mich in Russland auch von ihrem Gebet ständig begleitet. Die einschränkenden Wehrmachtbestimmungen bezüglich Messfeiern durch Priestersoldaten galten auch an der Front. Dienstfreie Zeiten gab es überhaupt nicht. Die militärische Einsatzbereitschaft musste mindestens immer gesichert sein. Sich für eine Messfeier heimlich zurückzuziehen, war gar nicht möglich. In den Unterständen und überbelegten Quartieren herrschte schreckliche Enge. Man war da nie allein. Und doch habe ich ständig Ausschau nach einer Gelegenheit, die heilige Messe zu feiern. - Auch in der unscheinbarsten Feiargestalt ist doch jedes Messopfer ein weltbewegendes Ereignis. Und es konnte gerade in der Umwelt von Völkerrass, Angst und Todesgrauen nichts Nötigeres geben, als dem Herrn der Welt einen Altar zu errichten und das

Kreuzesopfer Christi gegenwärtig zu setzen, in welchem das Lamm Gottes sich hingibt, die Sünden der Welt hinwegnimmt und den Frieden anbietet, den die Welt nicht geben und von sich aus nicht finden kann. Von Zeit zu Zeit ist mir auch in Russland die Feier der heiligen Messe gelungen, mal in einem Unterstand, mal unter freiem Himmel, in einer Sauna oder in einem Viehstall.

Weihnacht 1942

Unvergesslich ist mir besonders die Weihnachtsmesse am Heiligen Abend 1942 auf dem Hauptverbandplatz zu Winjagolowo vor Leningrad. Katholische Kameraden wünschten, dass ich eine heilige Messe feierte. Der leitende Stabsarzt, den ich um eine Erlaubnis bat, war aktiver Katholik, wusste aber, dass er dem Priestersoldaten eine solche Erlaubnis nicht geben durfte, und erklärte, er dürfe davon nichts wissen. Das genügte mir, für die Nacht um 23 Uhr einen Gottesdienst im Aufnahmeraum des Hauptverbandplatzes vorzubereiten. Die Kameraden kamen. Es waren etwa 35 Männer. Zwischen Krankentragen, Heizmaterial, aufgestapelten Wolldecken und Verbandmaterial bildete eine Kiste den Altartisch. Es brannten einige Hindenburglichter. Priesterlich bekleidet begann ich mit dem „Introibo ad altare Dei“ — „Hintreten will ich zum Altare Gottes, zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf“ (Ps.43,4) und dem liturgischen E1_nle1tungsvers: „Hodie scietis, quia veniet Dominus“ — „Heute sollt ihr wissen: der Herr kommt uns zu erlösen; und morgen sollt ihr schauen seine Herrlichkeit“ (2 Mos. 16,6 u. 7). Beim Glorialied bemerkte ich, wie sich im Hintergrunde der leitende Stabsarzt noch in den Raum hineinschob, um mitzufeiern. Wir sangen von Bethlehems Stall, von dem Reis das in der kalten Nacht entsprang, vom Kindelein im Stroh, von der verlorenen Welt und dem neugeborenen Heiland, der den Frieden bringt. Eindringlicher wird wohl keiner der aufmerksamen Teilnehmer zuvor die Weihnachtsbotschaft vernommen haben. Es wurde die Generalabsolution erteilt und die heilige Kommunion gereicht. Da plötzlich, vor Ende der Feier, genau um Mitternacht, gaben die Sowjets Feuer aus allen Rohren. In breiter Front brach die Hölle los. In der Nähe schlugen Geschosse ein. - Nicht eine Minute dauerte es, da war der Altar und die Aufnahme geräumt. Nicht eine Viertelstunde verging, da lag der Raum voll frisch Verwundeter. Es begann der Kampf um verblutendes Leben. Pausenlos dauerte er an über die Weihnachtstage und Neujahr bis zum Abbruch der russischen Großoffensive um Mitte Januar.

Medizinische Grenzfragen

Noch zwei lange Kriegsjahre galt es, im Osten durchzuhalten. Es wechselte der Einsatz an Nord- und Mittelfront. Auch wir Nichtmediziner wurden im Dienst auf dem Hauptverbandplatz mit vielen Problemen der Feldchirurgie und Krankenhilfe vertraut. Auch medizinisch-theologische Themen von größter Tragweite kamen bei manchen Gelegenheiten ins Gespräch.

Einmal ging es um die absichtliche Tötung eines verwundeten russischen Kindes durch den deutschen Arzt. Ein etwa zehnjähriger Junge war an Beinen und Armen, Gesicht und Bauch durch eine Mine furchtbar zerrissen worden und lag verblutend auf dem Operationstisch. Der Chirurg sah ihn nur kurz an, dann befahl er dem Sanitätsfeldwebel, eine tödliche Dosis Morphin aufzuziehen, während ich am Kopfende des Jungen mit der Narkoseflasche bereitstand und auch schon ein kleines Fläschchen mit Wasser in der Tasche hatte. Durchdringend schaute ich den Arzt an mit der Frage im Blick, ob er die Tötung verantworten könne. Er verstand und stellte laut die Gegenfrage: „Wissen Sie denn was Besseres?“ Ich antwortete: „Jawohl, Herr Stabsarzt!“ Er fragte weiter: „Was gibt es denn hier anderes zu tun?“ Ich erwiderte: „Vermutlich ist der Junge nicht getauft. Ich kann ihn vor dem Tode taufen?“ - und zeigte das Wasser. Pathetisch befahl der Arzt: „Alles zurücktreten! W. tauft!“ - Und ich tat es im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Es herrschte einen Moment Stille. Dann nahm der Arzt die Spritze und setzte sie. Ich zog mich zurück, konnte aber beobachten, wie der Junge unter einer Decke noch minutenlang zuckte. Plötzlich trat der Arzt auf mich zu, fasste mich von hinten auf die Schulter und fragte laut: „Können Sie mich absolvieren?“ Ich wusste, dass er nicht katholisch

war, und fragte: „Wofür absolvieren? Sie meinen doch wohl, dass Sie etwas Nötiges und Gutes getan haben!“ „Nein!“ schrie er förmlich, „Ich bin Arzt. Ich darf nicht töten. Ich glaube an den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist. Ich bin an einem Benediktinergymnasium erzogen. Ich darf nicht töten!“- „Und warum haben Sie es getan?“ fragte ich. Und leise sagte er: „Ich habe zu Hause einen zehnjährigen Sohn, einen Jungen wie diesen! Und ich überlegte: was würdest du tun, wenn dein Junge hier läge? Und ich entschied: ich würde bei ihm dasselbe tun!“ — Wer darf den ersten Stein auf diesen Arzt werfen, dachte ich bei mir, als ich sah, wie er weiterhin sich einsetzte, mit all seiner Kunst Verwundeten zu helfen.

Das Kriegsleben und der Sanitätsdienst ließen mich auch immer wieder über die Grenzen des Menschenmöglichen im Erleben von Schmerz und Freude, von Hoffnung und Verzweiflung nachdenken und führten mich zur Kenntnis der äußersten Grenzen von selbstloser Hilfsbereitschaft und unmenschlicher Niedertracht. Und dieses Wissen ist mir später auch in der Nachkriegsseelsorge immer dienlich gewesen.

Rückzug aus Russland

Im Laufe des Jahres 1944 bedrängte der Russe unsere Stellungen so, dass wir immer häufiger den Einsatzort in Richtung Westen wechseln mussten. - Es war vorauszusehen, dass die Sowjets, unterstützt von amerikanischen Flugzeugen und Konserven, diesen Krieg gewinnen würden. Auf dem Rückzug durch Litauen und Ostpreußen kam es dazu, dass wir an einem einzigen Tage zweimal den Hauptverbandplatz abbrechen und rückwärts unter Fliegerbeschuss wieder aufbauen mussten. Das Kriegshandwerk wurde zur Routine, und in Ahnung des bevorstehenden Zusammenbruchs ging nicht nur hinter vorgehaltener Hand die Parole um: „Genießet den Krieg, der Friede wird furchtbar!“

Priesterliche Spiritualität zu bewahren wurde immer schwerer. Aber es gab im Dasein des Priestersoldaten auch immer wieder priesterliche Freude. Ein Halt und eine Freude war es, dass man in allen Situationen noch Kameraden traf, die daran glaubten, dass letztlich doch der Herrgott das Weltgeschehen lenkt, und zu ihm beteten. Freude war es, inmitten des Wirrwarrs noch ab und zu den Altar aufbauen und mit gläubigen Kameraden die heilige Messe feiern zu können; Freude auch, bei den Truppenbewegungen gelegentlich unverhofft einen alten Freund oder gar priesterlichen Mitbruder zu treffen; Freude auch, nachdem kirchlichen Dienststellen die Zusendung religiösen Schrifttums an uns Soldaten verboten war, auf dem Umweg über Privatadressen doch ab und zu noch aktuelles katholisches Schrifttum zu bekommen; Freude ebenfalls über das dankbare Echo von Familienangehörigen, denen man als Priester die Nachricht geben konnte — wenn auch nicht durfte —, dass der Vater, Bruder oder Sohn im Sterben auf dem Hauptverbandplatz noch mit den heiligen Sakramenten der Kirche versehen wurde; Freude nicht zuletzt aus dem Wissen, dass die betende Heimat, Familie, Kirchengemeinde und Diözese hinter einem stand. So gab es trotz der zermürbenden Länge des Krieges doch wirklich keinen ganz trostlosen Tag.

Königsberg

Anfang 1945 stand unsere Truppe wieder auf deutschem Boden, in Ostpreußen. Das Ende der Kämpfe war abzusehen. Aber wie würde es aussehen? - Die letzte Stellung unseres Hauptverbandplatzes war in den Kellern des Oberfinanzpräsidiums in Königsberg. Dort lagen, durcheinander mit Verstorbenen, wohl tausend unversorgte Verwundete. Es fehlte an Wasser und Verbandmaterial. Der Russe schoss aus einer Entfernung von zweihundert Metern mit Artillerie auf das Gebäude und in die Keller hinein. - Aus der Luft donnerten Bomben herab. Es brannte in den überfüllten Kellerräumen, Jeder suchte Deckung. Manche beteten laut. Ein lieber Kamerad aus fünf Kriegsjahren, ein Münsterländer Bauernsohn, fasste mich und bat: „Halt mich fest! Und lasse uns noch ein Vaterunser beten!“ - Er sah das Münsterland nicht wieder. Auch unser langjähriger Divisionspfarrer stand den Verwundeten im Hauptverbandplatz noch bei. Manche erbaten sich die priesterliche Lossprechung. Tröstend

wiederholte ich für sie und für mich selbst in diesen Stunden immer wieder das Pauluswort: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn! Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn!“ (Röm 14,8)

Kapitulation

Unsere Offiziere zögerten noch, vor den Sowjets zu kapitulieren. Wir wussten, dass diese das Rote Kreuz nicht achteten und hatten schlimme Nachrichten über Verwundete, die ihnen in die Hände gefallen waren. - Es wurde uns die Verteidigung bis zum letzten Schuss befohlen. Der junge Kompaniechef aber, er hieß bei uns „der Hitlerjunge“, zog sich mit seinem Hund in eine Ecke zurück und war dabei, sich zu betrinken. Er schwenkte die Pistole in der Hand und erklärte dem Divisionspfarrer, der ihn so traf: „Mich kriegen sie nicht!“ Auch andere waren entschlossen, die Waffe gegen sich selbst zu richten und taten es. Da ergriff der Divisionspfarrer die Initiative. Er nahm dem Chef die Pistole ab, fasste ihn mit der einen Hand am Kittelkragen und zog ihn bis zum Ausgang, hielt in der anderen Hand ein weißes Laken und schwenkte es den Russen als Zeichen der Kapitulation entgegen. Es wurde verstanden. Das Feuer ließ nach und wurde eingestellt.

Priestersoldat in sowjetischer Gefangenschaft und in Stalins Roter Armee

Erste Erlebnisse

Die Russen kamen. - Sie hatten eben zuvor ein deutsches Verpflegungslager mit viel Schnaps geplündert. So begannen sie bei uns ihre Siegesfeier, plünderten und vergewaltigten die Rote-Kreuzhelferinnen und verwundete Frauen. Ausdrücke von Menschlichkeit wechselten unvermittelt mit Brutalität und Grausamkeit. Der russische Kommandant gab die Erlaubnis, dass einige von uns mit leeren Gefäßen zum Wasserholen auf die russische Seite gehen durften. Auf halbem Wege wurden sie von Sowjetsoldaten niedergeknallt. - Ich stand bei noch unversorgten Verwundeten. Zwei Russen kamen dazu und schimpften mich aus: „Du schlechter Sanitäter!“ Ich wies auf meine leere Sanitätstasche und sagte: „Nix Material. Gib Material!“ Und beide zogen ihre Verbandpäckchen aus dem Rock und schimpften weiter: „Schlechter Sanitäter!“ und beobachteten, ob ich die Binden richtig anlegte. Währenddessen sah ich, wie ein Russe zwei auf einem Tisch liegende deutsche Verwundete durch Genickschüsse tötete. Widersprüchlich wie in dieser ersten halben Stunde nach der Kapitulation erlebte ich die russische Mentalität fortan immer und immer wieder!

Es war eine halbe Stunde vergangen, dann wurde ich persönlich gefangengenommen. Und diese Situation war nicht ohne einige Komik.

Ein baumstarker, mit vielen Auszeichnungen behängter russischer Feldwebel stürzte sich auf mich, ließ mich die Arme hochheben, drängte mich als sein persönliches Beutestück an eine Hauswand und begann genüsslich zu plündern. Der erste Griff ging zur Armbanduhr. In meinem Brotbeutel fand er ein paar Zigaretten und kleine Dinge des täglichen Gebrauchs, Taschenmesser, Bleistift, Bindfaden und dann noch ein ziemlich neues braunes Stück Radiergummi. Er starrte darauf und hielt es für etwas Genießbares, riss es gierig an sich und führte es zu Munde, biss darauf und spuckte es gleich unter lautem Fluchen wieder aus. Er hatte es für Schokolade gehalten. Um ihn zu besänftigen, guckte ich anerkennend auf seine Orden behängte Brust. Und er reagierte mit dem stolzen Hinweis, dass er persönlich auch den General Paulus in Stalingrad „zapzeriert“ d.h. gefangengenommen habe.

Alle Gehfähigen wurden zusammengetrieben, zur Sammelstelle abgeführt und registriert. Jetzt ergab sich für jeden die Frage: was sage ich aus? Orden und Ehrenzeichen hatten die meisten von uns schon weggeworfen. Offiziere waren in Mannschaftsröcke von Gefallenen geschlüpft und wollten nicht als Offiziere erkannt werden. Musste man sich sofort als Priester zu erkennen geben? Ich konnte bei

meinen Vordermännern das Frage- und Fangsystem der Kommissare beobachten. Daraufhin schien mir ein Ausweichen nicht möglich. Und so war ich vom ersten Verhör an „katholischer Priester“. Später lernte ich einen gefangenen Mitbruder kennen, der sich als Drogist ausgegeben hatte, weil er auch von diesem Fach etwas verstand. Er wurde dennoch als Priester erkannt und besonders schlecht behandelt.

Abmarsch ins Ungewisse

Was an Hitlers Geburtstag 1945 mit dem Marsch in die Gefangenschaft begann, war körperlich und seelisch so erschütternd, dass es mir fast nicht mehr gelingen wollte, noch festzuhalten an dem bewährten Leitspruch all meiner Kriegsjahre: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget.“ - Die jüngsten Erlebnisse ließen fast keine Hoffnung zu, dass es jemals in oder nach der Gefangenschaft noch eine lebenswerte Zukunft geben würde.

Und doch suchte das Herz nach ermutigenden Zeichen. War nicht der Zusammenbruch des Hitler'schen Unrechtsstaates ein Zeichen dafür, dass auch eine großmächtige Diktatur wie die der Sowjets von heute auf morgen zerbrechen kann? Hatte sich nicht schon oft das Sprichwort bewahrheitet: Der Mensch denkt und Gott lenkt? Galt nicht auch für die siegreiche Sowjetmacht, dass Gott die Bäume nicht in den Himmel wachsen lässt? Hatte es nicht im eigenen Leben und Kriegserleben schon ganz unverhoffte Wenden zum Guten gegeben? Sollte es vom Herrgott nicht mehr gelten, dass „er herrscht von Meer zu Meer, vom Strom bis an der Erde Grenzen?“ Darf ein Mensch, der noch atmen kann, alle Hoffnung aufgeben?

Musste ein Priester, der in den sowjetischen Kerker geraten ist, allen Mut sinken lassen? Nein! sagte ich mir. Gott, und nicht der Russe, würde auch hier fortan den Kalender meines Priesterlebens weiter bestimmen. Er würde zeigen, dass er auch hier seinen Priester braucht.

Als Priester erwartet

Und er zeigte es. Auf dem Weg nach Russland hielten wir in Zwischenlagern. Üblicherweise musste vor dem Lager stundenlang und hungrig gewartet werden, bis man, gemustert und wieder geplündert, eintreten durfte. Während wir noch vor dem Zaun standen, sammelten sich Insassen am inneren Stacheldraht. Sie suchten die Gesichter der Neuankommenden ab und hofften, vielleicht einen Bekannten, Verwandten oder Landsmann wiederzusehen, und stellten durch den Zaun entsprechende Fragen. - Da stand eines Tages auch mir gegenüber einer mit fragendem Blick. Er schaute auf den Äskulapstab, das Sanitätszeichen an meinem Arm, und fragte: „Du, Sanitäter, kennst du etwa Priester? Ist nicht Priester bei euch?“ Ich stutzte und wusste nicht, was die Frage bezweckte, und fragte vorsichtig zurück: „Wozu fragst du nach Priester? Was soll Priester?“ - „Kann doch sein“, sagte er, „kann doch sein, kommt einmal Priester!“ - Die Worte kamen aus einem ganz ehrlichen Gesicht. Und so sagte ich: „Ja, Priester ist da, hier vor Dir.“ „Gut, guut, guut“ sagte er mit aufleuchtendem Blick und: „Du musst kommen nachher im Lager in mein Bunker, da...!“ Es dauerte noch Stunden. Dann war ich bei ihm. Er begrüßte mich mit einem Kochgeschirr voll Suppe und stellte sich vor als ein Volksdeutscher aus Galizien. Er war anfangs des Krieges als Infanterist des polnischen Heeres in deutsche Gefangenschaft gekommen, dann als deutscher Soldat an die Ostfront geschickt und nun abermals gefangen worden. Er sprach polnisch, ukrainisch und russisch, und besorgte die Wäsche für das Wachtpersonal. Frau und Kinder mussten auf polnischem Gebiet oder als Flüchtlinge im Reich sein, wenn sie noch lebten. Anton, so hieß er, hatte um die Familie seine Sorgen und freute sich, einen Priester bei sich zu haben, bei dem er sich aussprechen konnte. - Wir wurden an diesem Abend Freunde. Weil ich kein Hemd hatte, klaute er mir eines aus russischem Wäschebestand. Es ergab sich, dass wir auf der Weiterfahrt in das Innere Russlands zusammenblieben. Wir teilten ein Jahr lang die Schicksale der Gefangenschaft. Auf verschiedenen Wegen heimgekehrt, leben wir heute als Freunde beide in Paderborn.

Zum Auswurf geworden

Der Weg durch die sowjetischen Gefangenenlager, wo wir nun für Hitlers Kriegsverbrechen büßen sollten, war unbeschreiblich hart. Millionen sind umgekommen unter den unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen, in Hunger und Angst, Kälte und Schmutz, Fieber und Seuchen, Heimweh und brennender Ungewissheit um die Angehörigen in der Heimat, von der ich im letztgehörten Wehrmachtsbericht anfangs April 1945 vernommen hatte, dass sie zum Kampfgebiet wurde. Noch nach fast vierzig Jahren kehrt das erlebte Grauen der sowjetischen Kriegsgefangenschaft nachts in qualvollen Träumen nicht selten wieder, hört man die schreienden Wachtposten, spürt die Schläge, krabbeln die Läuse, saugen die Wanzen, rennen die Ratten, liegt man im eigenen und fremden Durchfall-Kot. Wir waren in dieser Gefangenschaft, mit den Worten des Völkerapostels Paulus gesprochen, wirklich geworden „wie ein Auswurf dieser Welt und ein Abschaum von allen“ (1 Kor 4,13).

Aber nicht das soll hier näher geschildert werden, sondern die Besonderheit der priesterlichen Existenz und die Möglichkeit priesterlichen Wirkens unter solchen Verhältnissen. Als Priester wurde ich wie jeder andere Gefangene eingewiesen in Arbeitskolonnen, Unterkünfte, Leistungsnormen und Verpflegung. Was mir überall zusätzliche Beschwerden machte, war mein langer Körper. Aber eine Sonderbehandlung wegen des Priesterstandes gab es im Allgemeinen nicht, - weder zum Besseren noch zum Schlechteren, solange der Priester die Arbeitsnorm erfüllen konnte und sich nicht durch religiöse Einflussnahme auffällig machte. – Dass ich der ständigen Beobachtung durch beauftragte Spitzel der NKWD (politische Polizei der Sowjets) unterstand, konnte mir nicht verborgen bleiben. Im Reichsarbeitsdienst und in Hitlers Wehrmacht bei der SS-geführten Sanitätskompanie hatte ich schon einige Vorerfahrungen gesammelt, um solchen „Kameraden“ begegnen zu können.

Gerettetes Neues Testament und Hl. Kranken-Öl

Nach häufigeren Ausplünderungen während der Gefangenschaft hatte ich noch zwei Dinge behalten, die mir als Priester von besonderer Wichtigkeit waren: ein Neues Testament (Stuttgarter Kepplerbibel, 1940) und eine kleine Silberkapsel mit dem heiligen Öl für die Krankensalbung, die ich seit Kriegsbeginn mit mir führte.

Als Paderborner Theologe aus der Schule des bekannten Dogmatik-Professors Bernhard Bartmann hatte ich durch ihn besonders den Wert dieses Sakramentes zu schätzen gelernt. Als Priestersoldat, bei dem Entzug fast aller sonstigen priesterlichen Tätigkeiten, blieb mir gerade diese Aufgabe und Möglichkeit, den Sterbenden zu helfen, dass sie ausgerüstet mit diesem Sakrament „stracks“, wie Bartmann in westfälischer Ausdrucksweise lehrte, d.h. „sofort“, zur Vollendung in die Freude des Himmels gelangen konnten.

Sowohl das Neue Testament wie die Kapsel mit dem heiligen Öl konnte ich durch viele Zwischenfälle bis an das Ende der Gefangenschaft retten. - Wie das möglich wurde, ist eine lange dramatische und fast unglaubliche Geschichte, die es verdient, zum Dank für außerordentliche Fügungen der göttlichen Vorsehung andernorts einmal ausführlich erzählt zu werden.

Das Neue Testament ging trotz einer strengen Kontrolle beim Einzug in das erste Arbeitslager nicht verloren. Ein sehr rauher Wachtposten, der alles gebrauchen konnte, was wir noch am Leibe hatten, griff nach dem Buch mit dem vielen dünnen Papier zum Zigarettendrehen. Er schlug es auf und sah die bunte Darstellung von Dürers Heiligster Dreifaltigkeit und stutzte. Er begriff, dass das etwas Religiöses sei, schaute mir ins Gesicht und fragte mich leise - wohl in Erinnerung an die Aufschrift der Koppelschlösser des deutschen Heeres „Gott mit uns“ - „Du, Gott mit uns?“ Ich schaute auch ihm in die Augen und sagte sehr bestimmt: „Ja, ich Gott mit uns!“ Er überlegte noch einen Moment, dann schob er mir das Buch unauffällig wieder zu.

Aber schon wenige Tage später gab es wegen des Buches neue Schwierigkeiten. Mittags bei einem allgemeinen Appell forderte der NKWD-Leutnant, dass von allen Gefangenen bis zum Abend alles Gedruckte abgeliefert werden müsse. Spezialliteratur für Ärzte und Bautechniker und anderer Art müsse auch ausgehändigt, würde aber später zurückgegeben werden. In Übereinkunft mit ein paar katholischen Kameraden beschloss ich, das Neue Testament nicht abzugeben, sondern es vorerst zu verstecken. - Wir wussten, dass wir sonst nie eines wiederbekommen würden.

Am nächsten Tag erging mit dem Hinweis, es gebe im Lager noch nicht abgelieferte Bücher, und unter Strafandrohung für alle Lagerinsassen erneut der Befehl zur Ablieferung alles Gedruckten. Jetzt war das Neue Testament wohl nicht mehr zu halten. Ich schrieb vorne hinein: „Spezialliteratur für katholischen Geistlichen“ und meinen Namen. Abends schlich ich mich mit dem Buch zu dem deutschen Lagerkommandanten, einem Sudetendeutschen namens Josef. Er besaß als Kommunist das Vertrauen der Sowjets, war in seiner mehrjährigen Gefangenschaft hart geworden und trieb uns mit Prügeln zur Erfüllung der Arbeitsnormen. Er kannte mich noch nicht. Ich übergab ihm schweigend das Buch. Er las die Eintragung und zeigte sich sehr erstaunt. „„Was ist das?““ fragte er, „einen Pastor haben wir hier im Lager? Einen richtigen Pastor? Das ist ja ein Ding! - Du, Pastor, hast sicher schon gemerkt, ich bin ja ein rauer Hund, aber glaub mir, zu Hause, da habe ich eine ganz fromme Schwester! - Kannst ja mal ein Vaterunser für mich beten!“ - „Will ich gerne tun“, war meine Antwort, „aber sorg Du, dass ich das Buch wiederkriege!“ - „Will's versuchen“, sagte er, „aber es muss erst zur NKWD!“

Den Kommandanten Josef sah ich sonst nur, wenn er mal auf den Baustellen erschien. Wir teerten ein Jahr lang die im Kriege ausgefahrene Autobahn Minsk-Moskau. Einmal wagte ich, ihn anzusprechen und nach meinem Buch zu fragen. „Das kriegste nicht wieder“, sagte er, „das hat die NKWD.“ Aber er verhielt sich mir gegenüber weniger schroff, als es sonst seine Art war. Einmal stand er mit einem russischen Major an meinem Arbeitsplatz. Der schaute auf mich und fragte Josef wohl, was ich für ein Mann sei. Josef antwortete ihm, wie ich hören konnte: Charosche robotsche“ - Guter Arbeiter! Das war sicher wohlwollend gemeint und dürfte einiges Unangenehme von mir ferngehalten haben.

Etwa ein halbes Jahr, nachdem mir das Neue Testament genommen worden war, erlebte ich die Freude, es unverhofft wiederzubekommen. - Eines Abends, im Dunkeln, beim Zählappell, fragte mich leise ein Mitgefangener: „Heißt du W.? Haben sie Dir ein NT weggenommen?“ Ich bestätigte das. Dann schob er mir heimlich etwas zu und sagte: „Da hast Nachher erklärte er mir, er habe letzte Nacht im Büroraum der NKWD wischen müssen. Da habe er im Regal dieses Buch liegen sehen. Das habe ihn interessiert. Er sei von der katholischen Jugend in Breslau und habe gedacht: das müssen wir wiederhaben; und er habe es mitgenommen, um es mir zurückzugeben. Ich konnte es vorerst natürlich nicht mit mir führen. Ich musste es verstecken und wechselweise durch Kameraden verbergen lassen. Es war uns aber noch sehr dienlich. Denn einmal in der Woche konnte doch jemand hineinsehen und weitersagen, welches Evangelium am Sonntag zu Hause vorgelesen wurde. Über mehrere Lagerwechsel hinweg konnte ich das Buch retten bis zu meiner Entlassung aus Stalingrad ,wo es verblieben ist. Es bedeutete eine Stärkung meines priesterlichen Bewusstseins, dass ich mitten im atheistischen Russland in besonderer Weise Hüter des Wortes Gottes sein durfte.

Einmal wollte ein verzweifelter Mitgefangener sich das Leben nehmen. Ich suchte ihn davon abzuhalten. Aber er fragte mich: „Weißt du denn noch irgendetwas, was hier Hoffnung geben könnte?“ - Ich erwiderte: „Jal Ich gebe noch nicht auf, ich habe noch das Neue Testament!“ Das machte ihn stutzig. Ich wusste, dass er von zu Hause aus der evangelischen Kirche angehört und von daher die Erinnerung an einen Choral in sich bewahrt hatte. Wir hatten auf seinen Anstoß hin dieses Lied vor Jahren in Norwegen einmal zusammen mit Flöte und Geige gespielt: „Morgenglanz der Ewigkeit. Licht vom unerschaff'nen Lichte, schicke uns diese Morgenzeit deine Strahlen zu Gesichte, und vertreib durch deine Macht unsre Nacht!“ Ich erinnerte den Kameraden an unser gemeinsames

Spiel von damals und sagte: „Warte noch! Wenn du unbedingt Schluss machen willst, lass uns das Lied von damals vorher nur noch einmal summen!“ Er ging darauf ein, rang mit sich und sagte dann: „Ich will's noch mal überlegen.“ Er tat sich nichts an und ist später zu Frau und Kindern heimgekehrt.

Schikanen um Gottesdienst

An eine Messfeier war in der Gefangenschaft überhaupt nicht zu denken, obwohl unter diesen Umständen eine gültige Konsekration ohne liturgisches Gerät und Paramente, bloß mit den priesterlichen Wandlungsworten über Brot und Wein möglich gewesen wäre. Aber schon der Mangel an auch der geringsten Menge von Wein ließ eine Messfeier nie zustande kommen. - Doch träumte ich von der Möglichkeit eines Wortgottesdienstes in allgemeinerer Form. Bei guter Gelegenheit wollte ich die deutsche oder russische Lagerleitung daraufhin ansprechen.

Eines Tages fasste ich den Mut und wagte, den NKWD-Leutnant um die Erlaubnis für einen Gottesdienst im Lager zu bitten. Dieser „politische Leutnant“ bestimmte im Lager in Wirklichkeit mehr als der russische Kommandant, ein Major. Der Leutnant hörte meinen Wunsch an und wollte ihn dann näher begründet haben. Ich brachte vier Gründe vor: 1. die Sowjetunion garantiere meines Wissens in ihrer Verfassung die Freiheit der religiösen Überzeugung, und Stalin habe während des Krieges die gottesdienstlichen Freiheiten in Russland erweitert. 2. Von der Sowjetverfassung würden demokratische Mehrheiten geachtet. Weit mehr als die Hälfte der deutschen Gefangenen sei christlich und würde für Gottesdienste abstimmen. 3. Nach den internationalen Regeln des Roten Kreuzes hätten Gefangene ein Recht auf Gottesdienste. 4. Ich sei als katholischer Priester verpflichtet, die religiösen Anliegen der Kameraden zu vertreten. - Nachdem der NKWD-Leutnant das aufmerksam angehört hatte, erklärte er, einem Gottesdienst im Lager stände grundsätzlich nichts im Wege. Nur müsse dafür erst eine Erlaubnis aus Moskau geholt werden. Er wolle sich darum bemühen, wenn er nächstens mal nach Moskau komme.

Meine weitere Bitte, wenigstens im Kranken- und Sterbenden-Bunker die Kameraden besuchen zu dürfen, lehnte er direkt ab. Bei den Kranken habe ich nichts zu suchen. Ich dürfe aber anpacken, die Toten nach Arbeitsschluss unter die Erde zu bringen. Diese Erlaubnis war jedoch unwirksam, weil die Toten schon tagsüber vor dem Lagerzaun verscharrt wurden. Es verging mehr als ein halbes Jahr. Als wir uns eines Abends nach der Arbeit in das Lager zurückschleppten, stand der NKWD-Leutnant beobachtend am Wege. Er sprach mich an und fragte: „Kak djela, Pope?“ (Wie geht es, Pope?). „Plocha“ (Schlecht), erwiderte ich. Er fragte zurück: „Putschemu?“ (Warum?) Ich: „Weil es nur Arbeit gibt und keinen Gottesdienst!“ Daraufhin der Leutnant: „Nu, mach doch!“ Ich glaubte, falsch gehört zu haben, und fragte ausdrücklich: „Darf ich Gottesdienst halten?“ Antwort: „Nu, mach doch!“ Ich: „Ja, wann denn, wie denn?“ - Er: „Mach doch, wann willst du!“ „Spassiwa“ (Danke), sagte ich, „darf ich Sonntag nach der Arbeit Gottesdienst halten?“ Er wiederholte: Ja mach doch!“ Ich war über die plötzliche Großzügigkeit des Russen verwirrt.

Aber ich ging im Lager gleich zur russischen Kommandantur und meldete den Gottesdienst an. Der Kommandant ließ mir am nächsten Abend bestellen, der Gottesdienst sei möglich, ich müsse aber alles, was ich sagen oder singen lassen wolle, vorher auf Russisch aufschreiben und vorlegen.

Dann ging ich zum deutschen Antifa-Leiter. Er führte im Lager die antifaschistische Gruppe der Gefangenen, die aus Kommunisten und Vertrauensleuten des Russen bestand, Privilegien bezüglich Verpflegung, Unterkunft und Kleidung besaß und den Sowjets propagandistisch zu Diensten stand. Ich meldete dem Leiter der Antifa, dass mir der NKWD-Leutnant die Erlaubnis zu einem Gottesdienst erteilt habe und ich den Gottesdienst Sonntagabend halten möchte. Der Antifa-Leiter erklärte sofort: „Das kommt in meinem Lager überhaupt nicht in Frage. Das muss ein Missverständnis sein. Denn dieser Leutnant hat mir schon vor Monaten den Auftrag gegeben, dass ich auf dich aufpassen soll.“

Wenn du auch nur mit zwei Männern zusammenstehst, soll ich herauskriegen, worüber ihr sprecht. Schlag dir einen Gottesdienst nur aus dem Kopf!“

Ich gab noch nicht auf. Ich fand einen mitgefangenen Volksdeutschen aus Rumänien, der für die Kommandantur gelegentlich als Dolmetscher tätig war. Er schrieb die Anweisungen der Lagerkommandantur mit Blaustift auf Schindelhölzer. Papier gab es dafür nicht. Auch ich hatte weder Papier noch einen Schreibstift. Deshalb bat ich den Rumänen, der orthodoxer Christ war, für mich ein paar Gebete und Lieder aus seiner Erinnerung aufzuschreiben und die Schindeln als meinen Gottesdienstentwurf beim russischen Kommandanten abzugeben. Er tat das, und ich erfuhr dann, dass der Gottesdienst genehmigt sei.

Am nächsten Sonntag wurde wie üblich im Lager gearbeitet. Es wurden Baumstümpfe gerodet und zerhackt, Bunker gebaut und die Männer nach der Arbeit entlaust. Dann sollte der Gottesdienst sein. Die Kameraden waren von Mund zu Mund benachrichtigt und begriffen die Gelegenheit, einmal zu zeigen, dass sie den Glauben an eine bessere Welt noch nicht ganz verloren hatten. Sie wollten kommen. Wenige Minuten vor Beginn des Wortgottesdienstes saß ich noch auf einem Baumstumpf und suchte bei mir die Gedanken für eine Ansprache zu ordnen. Da durchtönte das Lagergelände ein Pfiff von der Kommandantur her. Und ich hörte die Bekanntmachung: „Sofort werden zwanzig Mann zum Arbeitslager Swetschewo in Marsch gesetzt. Sie haben sofort beim Lagertor anzutreten.“ Es folgten die Namen. Der zwanzigste Aufgerufene war ich. - Es traf mich wie ein Schlag. Dann rannte ich zur Kommandantur und trug vor, das müsse doch wohl ein Irrtum sein, Gleich solle der Gottesdienst beginnen, den der NKWD-Leutnant und der Kommandant genehmigt hätten. Antwort: „Das ist kein Irrtum. Der NKWD-Leutnant selbst hat die Liste geprüft und bestimmt, dass du dabei bist.“ Nach 10 Minuten verließ ein Lastwagen mit 20 Gefangenen das Lager. Ich war dabei.

Es wurde mir bald klar, dass sich hier ein typisch russisches Spiel vollzogen hatte, mit dem erkundet werden sollte, wie ich und alle Mitgefangenen auf das Angebot eines Gottesdienstes reagieren würden. Die NKWD hatte ihr Ziel erreicht.

Beichte

Ein priesterliches Erlebnis aus den letzten Minuten in diesem Lager hat sich mir tief eingeprägt. Die Kameraden konnten beobachten, dass ich das Lager verlassen musste. Da kam auf dem Weg zum Lagertor ein Gefangener mühsam hinter mir hergelaufen. Ich sah, dass es der evangelische Pfarrer und frühere Kriegspfarrer war, den ich erst vor kurzem im Lager kennengelernt und nur einmal gesprochen hatte. Er wollte mich nun unbedingt noch sprechen, hielt mich am Mantel, fiel in die Knie und sprudelte heraus: „Warte! Ich will beichten! Gib mir die Lossprechung!“ Der Posten am Lagertor rief bereits „Tawei!“ (Schnell!) Was konnte ich tun? - Ich hatte Bedenken und zögerte, dem Kameraden ohne weiteres die Lossprechung in aller Form zu geben. Hatte er eine ausreichende Vorstellung von unserem Bußsakrament? Ich sagte ihm, unter den Gefangenen im Lager sei noch ein evangelischer Pfarrer, er möge doch mit dem seine Sache ordnen. „Nein“, sagte er, und er sprudelte heraus, was ihn am meisten bedrückte, „ich will über meine Schuld nicht den Zuspruch eines Amtsbruders, ich möchte die Lossprechung von einem katholischen Priester. Ich sagte nur noch: „Unser Herr Jesus sieht uns beide hier und hört deine Bitte. Dein Verlangen nach dem Sakrament bewirkt für dich jetzt sicherlich die Vergebung. Sei getrost! Ich segne dich!“ - Dann trieb man mich zum Tor, er blieb noch knien und schaute mir nach.

Das Elendsdasein der Gefangenschaft ging in dem neuen und in anderen Lagern weiter, und als Neuankömmling hatte man meist die schlechtesten Lebens- und Arbeitsbedingungen und den meisten Hunger. Mein Weg führte an die Wolga. Dort gab es Kolchosendienst, Waldkommandos, Schiffsentladungen, Ziegeleieinsätze und Wochen leichteren Lagerinnendienstes wegen Entkräftung

und Dystrophie. Beim Verpflegungsempfang wurden um einen Krümel Brot harte Kämpfe ausgefochten.

Beten und Klauen

Es wurde aber auch um das Brot gebetet. Ich beobachtete einen Kameraden, der nahm die kleine Tagesration von 400 Gramm nach dem Empfang bedächtig ins Auge, ehe er dem Heißhunger nachgab. Wir kamen darüber in ein Gespräch. Er erzählte, er sei zu Hause Bäckermeister und er denke immer an das Schild zurück, das in seiner Backstube hänge.

Darauf stehe der Spruch: „Wenn du das Brot der Erde isst, vergiss es nicht, dass Jesus Christ das wahre Brot des Lebens ist.“ Den Spruch dieses evangelischen Kameraden habe ich übernommen und nach der Heimkehr weitergegeben an Kommunionkinder und in Fronleichnamspredigten.

Mein innigstes Tischgebet in der Gefangenschaft habe ich wohl auf einem Holzkommando an der Wolga gebetet, als mir bei größtem Hunger plötzlich auf einer Waldeslichtung ein wilder Rosenstrauch voller roter, reifer Hagebutten entgegenleuchtete. Wie Moses vor dem Dornbusch so bin ich voll Dankbarkeit vor dem Rosenstrauch in die Knie gefallen. Ich spürte, dass hier unverhofft Gottes Güte selbst mir einen Tisch gedeckt hatte. Ich schaute dankbar zum Himmel und aß und aß den Strauch fast restlos leer.

Der tägliche Hunger ließ die Gefangenen dauernd nach irgendetwas Essbarem Ausschau halten. Und die Not ging das Wagnis ein, selbst unter Lebensgefahr Nahrungsmittel zu stehlen. Zur Erntezeit waren fast alle russischen Gärten und Äcker bewacht, oft von bewaffneten Frauen und Kindern. Bei einem Waldkommando, wo unsere Wachtposten die Arbeitskolonne nicht immer überblicken konnten, schlichen jeden Vormittag zwei Kameraden zu einem bewachten Kartoffelfeld am Waldesrande hin und buddelten schnell ein paar Kartoffeln aus. Als ich eines Tages an der Reihe war, grinsten die Kameraden, die sonst keinerlei moralische Bedenken gegen solche Ausflüge hatten, und kicherten: „Heute muss der Pastor klauen. Der wird ja vom Beten auch nicht satt!“ - Ich versicherte ihnen, ich werde etwas bringen, und ich werde heute so klauen, dass ich später, wenn ich noch einmal Katechismus zu lehren hätte, den Kindern diese Geschichte bei der Erklärung des siebten Gebotes und des erlaubten Mundraubes würde erzählen können, ohne rot zu werden.

Obwohl oft da hergesagt wird, vom Beten allein würde keiner satt, habe ich in der Gefangenschaft doch einmal erlebt, dass ich bloß durch ein Kreuzzeichen unverhofft satt geworden bin. Eines Tages - und nur dieses eine Mal - gelang es mir und einem Kameraden, abseits vom Wachtposten in einem Dorfe an der Wolga in einigen Häusern um etwas Essbares zu betteln. Die Leute waren selbst sehr arm, aber doch sehr willig, eine grüne Tomate oder Gurke oder Kartoffel zu schenken. Sie wussten ja selbst, was Hungern heißt. Eine alte Mutter gab mir einen Kochgeschirrdeckel etwas Dickmilch. Ich hatte seit mehr als zwei Jahren keine Milch mehr gesehen. Vorsichtig ließ ich mich damit am Straßenrand nieder, dankte von Herzen und machte bedächtig ein kleines Kreuzzeichen über das Geschenk und fing an zu löffeln. Kaum war meine Hand am Mund, da sah ich, wie die alte Frau mir von ihrer Haustüre aus zuwinkte und mich herbeirief. Ich ging zu ihr zurück. Ganz aufgeregt machte sie mir klar, dass sie das Kreuzzeichen beobachtet hatte. Sie ging zum Ofen, nahm das ganze Mittagmahl der Familie, ein Kartoffelgericht, herunter und reichte es mir hin, indem sie sich tief vor mir verneigte und ein großes orthodoxes Kreuzzeichen schlug. Sie war offenbar eine gläubige Christin, die nach altrussischer Anschauung im Bettler Christus selbst gegenwärtig sah und ihn ehrfürchtig bedienen wollte. Ich trug ihre Gabe als Gottesgeschenk fort. - So bin ich an diesem Tage vom Beten satt geworden.

Lazarett

Ein Krankentransport brachte mich 1946 in ein Gefangenlazarett an der Wolga. Auch dort fand ich wieder Kameraden, die sich innerlich sehr mit religiösen Fragen befassten. Einer hatte noch Teile des Alten Testaments und entwarf an Hand des Buches Deuteronomium ,in welchem gegen Ende des vorchristlichen siebten Jahrhunderts mosaische Gesetze und Weisungen gesammelt und als Grundlage für eine Welterneuerung der sozialen und religiösen Gewohnheiten und der Geistesverfassung des Volkes Israel empfohlen wurden, den Plan für eine gesellschaftliche und religiöse Erneuerung Deutschlands nach dem Kriege. Dieser Kamerad kehrte heim und ist Stadtdirektor einer rheinischen Stadt geworden. Ein anderer hatte aus seinem Soldaten-Schott den Kern-Text der Messfeier gerettet und meditierte darüber immer wieder. Auch er kehrte heim und ist Küster einer katholischen Großstadtgemeinde geworden. Wir verbrachten im Lazarett viele Stunden miteinander über den heiligen Texten.

Die Begegnung mit solchen Männern, die unter den Umständen dieser Gefangenschaft an einen neuen Aufbau der Heimat im Geiste der Heiligen Schrift und an die aufbauende Kraft der Liturgie glaubten ,belebte auch meine Hoffnung, nach dem Zusammenbruch der Hitler-Diktatur in der Heimat noch einmal an den Altar treten zu können. Auf einer Gefangenen-Postkarte vom 8. 12. 1946, auf der ich in 25 kontrollierten Worten über meine Verfassung berichten durfte, finde ich die Worte: „Meine Hoffnung ist das Introibo“ und: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget.“

Überstellung zur Roten Armee

Eines Tages bestimmte die russische Chefärztin zwanzig „arbeitsfähige“ Gefangene zur Entlassung aus dem Lazarett. Sie waren nicht wie üblich von einem Gefangenenlager angefordert worden, sondern von einem Offizier der Roten Armee. Unter den zwanzig Aufgerufenen war auch ich. Der Offizier und zwei Unteroffiziere erwarteten uns im Lazarethhof und hielten für jeden ein Kleiderbündel mit einer Uniform der Roten Armee bereit. Sie erklärten uns, wir kämen nicht wieder in ein Gefangenenlager zurück, sondern gehörten von diesem Augenblick an zur Roten Armee. Auf unser fragendes Staunen hin erklärte der Oberleutnant, wir sollten nur froh sein, dass wir von nun an nicht mehr der NKWD, sondern der Roten Armee unterstellt seien. Wir würden auch besseres Essen bekommen: achtzig Prozent von dem, was der russische Soldat erhalte.

Unter Aufsicht der Unteroffiziere mussten wir die Uniformstücke vorschriftsmäßig anziehen, Bis auf den Roten Stern, der von der Mütze entfernt wurde, waren wir ganz wie die Rotarmisten gekleidet. Dann hieß es: „Ihr habt gelernt, zu Vieren zu marschieren, wir marschieren zu Fünfen. Antreten!“ - Abmarsch zur Eisenbahn.

Was das Ganze bedeuten sollte, war uns völlig unklar. Nach einer Tagesreise wussten wir es. Wir waren jetzt Angehörige eines „Arbeitsbataillons der Roten Armee“ geworden. Wir erinnerten uns, dass es im Kriege an der Ostfront auch russische Gefangene in deutschen Uniformen gab, die als sogenannte „Hilfswillige“ bei spärlicher Verpflegung in deutschen Einheiten arbeiten mussten. - Von Hilfswilligkeit war bei uns keine Rede. Die Verheißungen erwiesen sich sofort als erlogen. Unterkunft und Verpflegung waren schlechter als um diese Zeit schon in den Lagern der kriegsgefangenen Deutschen. - Sowjetische Soldaten und Offiziere schämten sich nicht, uns nach dem Brotempfang ein Stück aus der Hand zu reißen und vor unseren Augen in den Mund zu stecken. Wir mussten feststellen, dass wir jetzt noch rechtloser waren als in den bisherigen Gefangenenlagern. Für diese galt z.B. schon 1946 eine Schutzverordnung des Inhaltes, dass die Gefangenen bei einer Kälte von mehr als 25 Grad ohne Winterbekleidung keine Außenarbeiten zu leisten brauchten. Wenn dieser Fall eintrat, mussten an ihrer Stelle wir Angehörigen des Arbeitskommandos der Roten Armee, obwohl wir auch keine Winterbekleidung hatten, bei eisiger Kälte tiefgefrorenen Lehm für eine Ziegelei

loshacken oder Sand für den Kasernenbau von kleinen Inseln im Flusslauf der zugefrorenen Wolga ans Ufer schaffen.

Kunstmaler unter Sterbenden

Im Winter 1946/47 bekam ich eine Zeitlang Innendienst besonderer Art. Ein russischer Arzt hatte sich unter den Kriegsgefangenen umgehört und deutsche „Spezialisten“ benennen lassen, mit denen er Geschäfte zu machen hoffte. Auch hatte er nach einem „Kudoschnik“ (Künstler) gesucht, der malen könnte. Kameraden, welche wussten, dass ich zeichnerisches Interesse hatte, hatten mich ihm angegeben. Er kam und sagte: „Du bist Kudoschnik, komm malen!“ Als ich darauf hinwies, ich sei nicht Künstler, sondern Pope, sah er das als Verweigerung an, schimpfte mich „Saboteur!“, nahm mich mit, verlangte eine Probeskizze und bestimmte, dass ich krank sei und in den Krankenkübel einziehen musste. - Dort erklärte er mir meine Aufgabe. Er wollte Ölgemälde mit romantischen Motiven, wie er sie in Deutschland gesehen hatte: Alpen, Rhein, Italien. Aber niemand dürfe von der Arbeit etwas erfahren. Ich müsse alles zudecken und verschwinden lassen, wenn Kontrollen kämen. Nur für ihn dürfe ich arbeiten. Ich fügte mich, weil ich dann nicht zur Außenarbeit herausmusste. Der Krankennachweis war durch offensichtliche Dystrophie und wassergefüllten Unterleib unschwer zu erbringen. Der Auftraggeber, ein Arzt im Range eines Oberleutnants, ließ das nötige Zeichenmaterial von Gefangenen, die in der Kaserne arbeiteten, gegen eine Suppe als Prämie stehlen. Meine Werke verkaufte er persönlich auf dem Wochenmarkt in der Stadt, bis das Geschäft nicht mehr geheim zu halten und meine Krankheit damit beendet war. Die drei „Künstlermonate“ waren mir eine besonders denkwürdige Zeit, weil ich auch als Priestersoldat gefordert war. Im Krankenkübel konnte ich den noch Schwächeren helfen und hatte Gelegenheit, den Sterbenden beizustehen, sie zu absolvieren und mit dem heiligen Öl zu salben. Auch prägte ich mir für eine eventuelle spätere Benachrichtigung der Angehörigen ihre Namen und Anschriften ein. Als ich nach Hause kam, kannte ich mehr als hundert solcher Adressen auswendig. - Der Einsatz unseres Arbeitsbataillons erfolgte nacheinander in Saratow, Kuibyschew und in Stalingrad.

Malaria-Lazarett

In der Wolganiederung gab es unzählige Malariamücken. Ich wurde auch von der Malaria befallen, kam in eine Lazarettbaracke und durfte als alter Kriegssanitäter mit Laborerfahrung bei dem russischen Arzt im Labor helfen. Leider herrschte an Labormaterial solcher Mangel, dass z.B. kein Gerät da war, um die einzige vorhandene Spritzenkanüle vor dem Wiedergebrauch ordnungsgemäß zu sterilisieren. Sie wurde nur über einer rußenden Kerze ausgeglüht und dem nächsten Malariakranken in die Vene geführt. Auch stand im ganzen Lazarett keine Uhr zur Verfügung, um etwa eine Blutsenkungsgeschwindigkeit zu messen.

An diesem Arbeitsplatz kam ich in Verbindung zu dem Kameraden Emil, der - selbst hilflos - in einem Nebenraum als Sanitäter die Sterbenden zu betreuen hatte. Er war ein gläubiger evangelischer Christ, Landarbeiter aus Pommern. Er sagte mir Bescheid, wenn er meinte, dass ein Sterbender wohl priesterliche Hilfe brauche. Um auch selbst etwas für die Ärmsten zu tun, wenn er mich nicht erreichen konnte, hatte er mit einem Blaustift in ungelinker grober Handschrift auf ein Stück Zementpapier den Vers geschrieben: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheid nicht von mir. Wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür. Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiße mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein.“ Diesen Zettel hatte Emil an die Barackenwand im Blickfeld des Sterbenden angeheftet. Eines Tages entdeckte der russische Arzt das. Er ließ sich den Text übersetzen, den Zettel sofort entfernen, stellte Emil empört zur Rede, entließ ihn unverzüglich aus dem Lazarett und überwies ihn einem harten Arbeitskommando. - Aber diese Abstellung wurde für Emil, wie ich später erfuhr, zum baldigen Weg in die Heimat.

In der Osterzeit 1947 gelang es mir einmal, mit Einverständnis eines russischen Majors, der aus der Ukraine stammte und wohl orthodoxer Christ war, im Malarialazarett einen kurzen Wortgottesdienst zu halten. - Mein Thema war der Text einer nachösterlichen Mess-Oration: „O Gott, lasse dein Volk das lieben, was du verfügst, und das ersehnen, was du verheißest, auf dass unsere Herzen inmitten des Wechsels der irdischen Dinge dort verankert bleiben, wo die wahren Freuden sind.“ Den Ostertermin selbst konnten wir in diesem Jahr nicht erfahren. Von den Zeichen des Frühlings und der wachsenden Mondscheibe her musste ich schließen, dass am nächsten oder übernächsten Sonntag Ostern sein würde. Eine sichere Feststellung des Ostertermins gelang uns in diesem Lager nicht.

Stalingrad

Der nächste Einsatz unseres Arbeitsbataillons der Roten Armee führte uns nach Stalingrad, in die für eine ganze deutsche Armee zum Grab gewordene Trümmerstadt an der Wolga. Hier wurden wir in einer zerschossenen Fabrikhalle ohne Betten, Tische und Stühle schlecht untergebracht und so miserabel verpflegt wie nach der Gefangennahme im Jahre 1945. - Die Mittagsmahlzeit für hundert Gefangene bestand aus nichts Weiterem als aus etwa zehn Pfund Kartoffeln mit hundert Litern Wasser. Geschlafen wurde auf dem nackten zerlöchernten Zementboden. Es gab in der Halle kein heiles Fenster. Und der Winter hatte begonnen. Wir mussten Trümmerfelder aufräumen. Diese Verhältnisse machten den Rest meiner Gesundheit zunichte. Das Hungerödem stieg. Ich fing an, Blut zu spucken. - Eines Morgens konnte ich mich nicht mehr erheben und blieb mit hohem Fieber liegen. Ein Freund sah mich zufällig. Er benachrichtigte mittags den russischen Lagerarzt. Der genehmigte großzügig eine Spritze und verfügte meine Überführung in das Stalingrader Zentrallazarett. Die Spritze konnte im Lager nicht anders sterilisiert werden, als dass sie in den großen Kessel mit dem kochenden Suppenwasser getan wurde, bevor die Kartoffeln dazu kamen.

Zentrallazarett

Mit etwa fünfzehn anderen Schwerkranken wurde ich auf einen offenen Lastkraftwagen geworfen. Dann fuhr der Wagen über die holperigen Straßen der Stadt. Man sagte, diese erstreckte sich dreißig oder sechzig Kilometer lang an der Wolga. Wir wurden stundenlang gefahren und stundenlang am Straßenrande abgestellt und wieder gefahren. Mittlerweile war ein Teil der so gerüttelten Kranken gestorben. Am Abend, als wir bei dem Lazarett ankamen, lebte nicht mehr die Hälfte. Von Kameraden im Lazarett hörte ich später, diese Transportweise wiederhole sich ständig. Man wolle, dass die Schwerkranken weder im Arbeitslager noch im Lazarett stürben. Denn dort müssten Totenlisten über die ausgefallenen Arbeitskräfte geführt werden, und da scheute man 1947 schon hohe Zahlen. Also starb man auf dem in die Länge gezogenen Transport.

Das Zentrallazarett bestand aus zerstörten und notdürftig überdeckten Fabrikhallen ohne Fensterglas. Die eisernen Bettgestelle hatten keine Matratzen. Die Liegeflächen wurden gebildet aus einer Menge von ausgestanzten Blechstücken: Abfall einer nahen Stanzfabrik. Es war gegen Ende Oktober eisig kalt. Bettdecken gab es keine. Sie waren angeblich gerade zur Entlausung. Ein Sanitäter kümmerte sich um mich. Es war ein freundlicher deutscher Arzt. Er fragte mich nach Heimat und Beruf und meinte, betroffen von meinem Zustand, es sei doch eine Schande, dass auch wir Geistlichen Jahre nach Kriegsende hier noch so elend umkommen müssten. Er setzte sich am nächsten Morgen bei der russischen Ärztin für mich ein, so dass mir eine Spritze und eine alte Woldecke gewährt wurden. Diese aber war nur eine halbe und reichte nicht mal zum Zudecken der Hälfte des fieberhaften Leibes.

Krankensalbung

Ich wusste, wie es um mich stand, und hielt meine letzte Stunde für gekommen. - Der deutsche Doktor sah mich teilnehmend an und sagte, er sei nicht katholisch, könne sich aber vorstellen, dass ich in dieser Lage vielleicht gern einen katholischen Priester sprechen möchte. Er kenne in der

Nachbarhalle einen. Er würde ihn rufen, wenn ich es wünsche. Natürlich war ich sehr froh. Es kam dann ein bis auf die Knochen ausgemergelter Mann, ein Pater vom Kloster Knechtsteden. Ich zeigte ihm in meinem Mantel das Versteck des heiligen Öls. Er war sehr überrascht, dass es hier Kranken-Öl gab. Er spendete mir die Absolution und salbte mich im Namen der Kirche für den Heimgang und die Erlösung von allem Übel. - Hatte ich letztlich für mich selbst und für diese Stunde von Kriegsbeginn an das heilige Öl hüten und behalten dürfen? Dankbar für alle Fügungen Gottes hielt ich auch in dieser Stunde zu meinem Leitwort: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget.“

Doch noch heimwärts?

Aber das flackernde Lebenslicht erlosch nach dem Empfang der Krankensalbung doch noch nicht. Das Fieber ließ nach. Und durch ein äußeres Ereignis bekam der Lebenswille plötzlich neuen starken Auftrieb. Kameraden beobachteten, dass im Lazarettgelände etwas Außerordentliches geschah. Es kamen Lastwagen, beladen mit sauberer Wäsche und mit Schuhen. Das war für die Kenner unter den zum Teil seit fünf Jahren hier festgehaltenen Gefangenen ein fast sicheres Zeichen, dass ein Heimtransport von Gefangenen vorbereitet werde. Obwohl die Russen das bestritten, mehrten sich die Indizien. Es wurden Namenslisten aufgestellt von Kommissionen, denen die Kranken zur Sortierung vorgestellt wurden. - Auch ich kam auf eine Liste mit vierzig Namen, und sollte am nächsten Tag in einen anderen Raum verlegt werden. Das gab große Hoffnung. - Jetzt ging es um das Überleben. Ich wusste, wenn ich jemals eine Heimkehr erleben sollte, musste sie jetzt kommen. Den nächsten Winter, den sechsten in Russland, würde ich sicher nicht überdauern. Ich träumte eine lange Nacht hellwach von der aufscheinenden Möglichkeit einer Heimkehr. Am nächsten Morgen aber verlas die russische Ärztin noch einmal die Liste. Mein Name wurde nicht mehr genannt. Ganz niedergeschlagen suchte ich durch den deutschen Doktor eine Erklärung zu bekommen. Er konnte von der russischen Ärztin erfahren, dass die Liste inzwischen von der NKWD überprüft und ich als katholischer Geistlicher gestrichen wurde.

Enttäuschung

Die Hoffnung, auf dem Lazarettwege zur Entlassung zu kommen, hatte sich nun zerschlagen. Das Urteil der NKWD bedeutete eine unüberwindliche Mauer. Die war nur mit Gottes Hilfe zu durchbrechen. Ich klammerte mich an das Wort, das ich oft zu Kameraden gesprochen hatte: Unsern Kalender macht letzten Endes nicht der Russe, sondern der Herrgott! Nach der bitteren Enttäuschung entschloss ich mich, die Hilfe nur noch im Gebet zu suchen, und zwar in so anhaltendem Bittgebet, wie es schon 1945 bei meinem lieben mitgefangenen evangelischen Amtsbruder Martin Berthold zum Erfolg geführt hatte.

Erinnerung an Martin Berthold

Wir waren zusammen in Gefangenschaft geraten und im Sammellager noch einige Wochen zusammengeblieben. Da lag er oft auf dem Rücken und schaute mit offenen Augen zum Himmel. Ich fragte ihn: „Martin, was machst du?“ - „Ich bete“, antwortete er. Etwas neugierig fragte ich: „Was betest du denn.“ - „Ich bitte den lieben Gott“, sagte er, „dass ich bald nach Hause komme, und sage ihm immer wieder das Eine: lasse mich zu meiner Familie zurück!“ Ich sagte: „So bete ich eigentlich nicht, ich denke mehr: Herr, lasse mich da, wo ich sein werde, in deinem Willen und priesterlich bleiben.“ - „Nein“, sagte Martin, „du musst auch und immer wieder bitten, dass du nach Hause kommst. Wir haben die Zusage vom Herrn, dass er das unablässige Bittgebet hört und solches Gebet Berge versetzt, und Du wirst doch zu Hause als Priester gebraucht“.

Ich blieb bei meiner Art, aber Martin war schon im Sommer 1945 zu Hause. Wir hatten uns aneinander gehalten bis in den Waggon, der uns in das Innere Russlands bringen sollte. Der Waggon wurde von außen verriegelt. - Eng gepresst lagen wir mit 90 Männern in dem Viehwagen, Martin

neben mir. Da ging plötzlich noch einmal die Tür auf und eine Russin fragte etwas in den Wagen hinein. Ich hatte es nicht verstanden. Aber Martin erhob sich sofort und ging auf die Tür zu. Ich fragte ihn noch: „Was ist denn los?“ Er sagte: „Die hat gefragt, wer die Ruhr hat.“ Und damit wurde er schon aus dem Wagen gehoben, und die Tür schloss sich wieder. - Sehr bald kam Martin wegen totaler Entkräftung zur Entlassung. In der Heimat erholte er sich und wurde bald Professor und Rektor der Evangelischen Hochschule Bethel. Von ihm bekam die Erzbischöfliche Behörde in Paderborn die erste Nachricht, dass ich lebend und „wissend, dass es der Weg Gottes sei“, mit ihm in die russische Gefangenschaft geraten sei, „innerlich bereit für den priesterlichen Dienst, auf den viele Kameraden warteten“. „Ich wollte Ihnen dieses mitteilen“, schrieb der heimgekehrte evangelische Mitbruder nach Paderborn, „weil es für die Erzbischöfliche Behörde doch auch wichtig ist, von solchem Dienst ihrer Priester im fremden Lande zu hören, und weil er und unsere anderen gefangenen Kameraden die Fürbitte besonders nötig haben“. Der Paderborner Generalvikar Dr. Rintelen stellte am 6. März 1947 diesen Bericht über das Heimatpfarramt meinen Angehörigen zu.

Sturmgebet und Wende

Bei meiner ausweglosen Lage in Stalingrad musste ich im Oktober 1947 immer wieder an das unbeirrbar vertrauensvolle Bittgebet meines lieben evangelischen Mitbruders Martin in den ersten Wochen der Gefangenschaft denken. Und ich beschloss, es ihm nun nachzutun. Solch intensives Bittgebet ist im katholischen Volke auch unter dem Namen „Neuntägige Andacht“ bekannt. Ich begann diese Andacht um Freiheit und Heimkehr am 24. Oktober. Um mich herum stündlich neue Parolen und Gerüchte für oder gegen einen Abtransport, täglich neue Intrigen, Denunziationen und Listenveränderungen. Die russische Ärztin, die mir anfangs zugetan schien, ließ mich ostentativ fallen, als sie merkte, dass die NKWD mich als Popen erkannt und von der Transportliste gestrichen hatte. Sie widmete mir keinen Blick mehr, wenn sie wegen täglich eingetretener Todesfälle Ersatzleute für den Transport suchen musste. Ich ließ aber mit dem Sturmgebet nicht nach. Immer mehr wurde mir gewiss, dass der Schalter zu meiner Rettung im Herzen dieser Frau lag. Wieder und wieder flehte ich zum Herrn über Leben und Tod: „Gekreuzigter Erlöser, lös meine Fesseln!“ und zu seiner barmherzigen Mutter: „Hilf, Maria, es ist Zeit, Mutter der Barmherzigkeit! Weck doch Erbarmen im Herzen dieser Frau!“ - Es kam der neunte Tag. Da geschah die Wende! - Die Ärztin ließ mich plötzlich mit anderen vor eine eingetroffene Untersuchungskommission bringen, und die vorsitzende Jüdin setzte mich in letzter Stunde auf die Liste der zu Verladenden. Es war am 1. November 1947. - Am Allerheiligentag abends wurde ich mit etwa Tausend ausgemergelten Kranken auf dem Bahnhof Stalingrad verladen.

Abschied von Stalingrad

Beim Abschied beeindruckte mich tief das Zusammentreffen mit einem Kameraden, den ich im Lazarett kennengelernt hatte. Als Bauernjunge aus Mecklenburg war er blutjung in den Krieg gekommen und nun schon fünf Jahre als Gefangener in Stalingrad. Mit großer Spannung hatte auch er von diesem Transport seine Befreiung erhofft. Aber er musste bleiben. - Ich wollte ihm noch etwas zum Troste sagen. Aber mir fiel kein passendes Wort ein. Er spürte es und sagte: „Du brauchst mich nicht zu trösten. Ich halte schon noch weiter durch. Ich habe eine besondere Hilfe, und das ist Maria!“ Und mich noch ein Stück begleitend erklärte er: „Ich bin evangelisch. Ich wusste nichts von Maria, als ich Soldat wurde. Aber ein katholischer Kamerad hat mir im Kriege alles von Maria erzählt. Ich habe darüber gestaunt und war ganz ärgerlich, dass ich zu Hause in der evangelischen Kirche nie etwas davon gehört hatte. Aber dann habe ich mit dem katholischen Kameraden und später auch allein zu Maria gebetet. - Und ich bete jeden Abend ein Ave-Maria. Ich werde nicht verzweifeln. - Ich habe ja Maria! Komm gut heim!“ Ich habe den Kameraden nicht wiedergesehen.

Vor dem Abschied in Stalingrad erbat sich der deutsche Arzt von mir das Neue Testament, das ich bis hierher gehütet und dessen Geschichte ich ihm erzählt hatte. Er meinte, ich würde es bei den anstehenden Kontrollen keinesfalls in den Zug mitnehmen können. Es müsse aber wegen seiner besonderen Geschichte nach Möglichkeit doch in die Heimat gelangen. - Wenn er selbst demnächst entlassen werden würde, könne er als Arzt es wohl eher durch die Kontrollen bringen. Ich solle es ihm überlassen, und nach seiner Rückkehr würde er sich gleich melden und es mir zurückerstatten. Seine Rechnung ging nicht auf. Nach zwei Jahren kehrte er zurück, aber ohne das Buch. Er meldete sich gleich und berichtete, er sei vom Zentrallazarett aus als ein belasteter Parteigenosse der NSDAP noch in ein Straflager überführt worden, habe aber das Neue Testament vorher noch einem evangelischen Pfarrer im Zentrallazarett anvertrauen können.

Rücktransport

Auch nachdem wir von Stalingrad abgefahren waren, gab der Russe anfangs nicht zu, dass es nach Deutschland ging. Wir fuhren zwar westwärts, wichen aber auch mal nach Norden und nach Süden ab und standen zwischendurch auch tagelang auf Abstellgleisen, so dass drei Wochen lang die Sorge nicht ganz entschwand, wir würden nur in ein anderes russisches Lazarett gebracht werden.

Auf einer Zwischenstation erlebte ich die Freude eines unverhofften Wiedersehens. Da sah ich plötzlich im gleichen Zuge meinen Kameraden Emil aus dem Lazarett Kuibyschew wieder, der damals zu einem Arbeitskommando entlassen worden war, weil er dort für die Sterbenden den Choral-Vers angeheftet hatte. Glücklicherweise erzählte er mir, dass er die schwere Arbeit nur wenige Tage ausgehalten habe, dann zusammengebrochen, durch eine verständige Ärztin von der Arbeit befreit, in die Krankenstube aufgenommen und auf die Liste für den Abtransport gesetzt worden sei. - Wir beiden waren wohl die einzigen von unserem Arbeitsbataillon der Roten Armee, die mit diesem Transport nun in Richtung Heimat fuhren. - Wer durchschaut die Pläne und Fügungen Gottes! - Nicht alle, die den Zug in Stalingrad mit Hoffnung auf Heimfahrt bestiegen hatten, kamen ans Ziel. Als wir drei Wochen später die Westgrenze der Sowjetunion in Brest-Litowsk erreichten, waren unterwegs nicht wenige verstorben. Sie blieben als schwarze Punkte am verschneiten Bahndamm unbegraben zurück. - An der Grenze fand nochmals eine Kommissionierung statt, und mehr als fünfzig ausgemergelte Männer wurden als angeblich noch Arbeitsfähige oder von der NS-Zeit her politisch Belastete aus dem Transport herausgenommen und — Ende 1947! — erbarmungslos in das Innere Russlands zurückgeschickt. Bei diesem Anblick kamen uns Tränen des Mitleids und ohnmächtiger Wut.

Feldkreuz in Polen

Erst als wir in Brest-Litowsk von der russischen Breitbahnschiene auf die westeuropäische Normalspur verladen waren und der Zug über die polnische Grenze rollte, schien uns das Wiedersehen mit der Heimat sicher. - Durch einen Spalt in der Waggontür sah ich draußen plötzlich ein Feldkreuz stehen. Das war mir das erste Zeichen von Heimat: von abendländisch-christlicher Heimat! Ich rief in den Waggon hinein: „Kameraden wir sind zu Hause, seht da das Kreuz!“ Die nächsten drängten sich an den Spalt, und ich sagte: „Lasst uns jetzt danken! Können wir's noch? Großer Gott, wir loben dich?“ Es begann ein raues Summen der Melodie, dann kamen die Worte wieder und dann schwoll ein Männergesang an, der auf die Nachbarwaggons übersprang. Und ohne Rücksicht auf die immer noch diensttuenden sowjetischen Wachtposten und ihre Maschinengewehre dröhnte es aus den geschlossenen Waggons in die polnische Landschaft hinaus: „Großer Gott, wir loben dich!“

Das Kreuzerlebnis in Polen war mir ein Anstoß für spätere ausgedehnte Forschungen über christliche Kreuzesbilder und heimatliche Kreuzverehrung. - Das Kreuz ist der Schlüssel, der auch den tiefsten Sinn eines priesterlichen Kreuzweges durch den Hitlerkrieg und die sowjetische Gefangenschaft zu erschließen vermag. Im Kreuz liegt auch die Hoffnung auf Vergebung für alles Ärgernis gebende,

bittere priesterliche und menschliche Versagen in solcher Bewährungsprobe. Im Kreuz ist Heil. Aus Not und Versagen in diesen Jahren ist ein Segen geworden, wie ihn der Hl. Vater Pius XII. in dem erwähnten Mahnwort von 1939 den Priestersoldaten verheißen hat: „Nicht Verlust, sondern Gewinn für euer Priestertum bringt diese Zeit! Kostbar ist der Schatz, den die flüchtige Stunde euch zuträgt! Wieviel Welt- und Menschenkenntnis könnt ihr aus der Mühseligkeit und den Gefahren des Soldatenlebens euch aneignen, wodurch ihr reicher werdet an Erfahrung und Tugend und eure apostolische Arbeit das Kennzeichen männlicher Kraft und sittlicher Reife erhält!“ - Solcher Gewinn ist dem Priestersoldaten in Hitlers Wehrmacht und in Stalins Roter Armee unter der Last des Kreuzes erwachsen. - Durch Polen ging es der deutschen Grenze zu. In der Ostzone des geteilten Vaterlandes noch einmal durch die Entlausung geschickt, wurden wir an der Demarkationslinie von den sowjetischen Wachtposten zum Westen hin freigegeben.

Heimkehr

Bis zu dieser Stunde dauerte über Hitlers Selbstmord hinaus die Qual der Hitlerzeit für den Priestersoldaten, der zu Beginn des Dritten Reiches den Weg in das Priestertum antrat, fünf Jahre in Hitlers Wehrmacht dienen, zweieinhalb Jahre in sowjetischer Gefangenschaft für Hitlers Kriegsverbrechen büßen musste und in der zerlumpte Uniform des Rotarmisten die Heimat wieder betrat. - Das war an einem dunklen Novemberabend 1947. Vom Entlassungsbahnhof Lippstadt her schleppte ich mich allein auf den Heimatort Erwitte zu, Ein Bauernfahrzeug nahm mich auf. Von dem Fahrer erfuhr ich in groben Zügen, was hier bei Kriegsende geschehen war. Ich hörte, dass mein Elternhaus noch stand und die Angehörigen überlebt hätten. - Der Heimatpfarrer Klausenberg aber, der zwölf Jahre lang klug und wagemutig dafür gesorgt hatte, dass das Nazitum in seiner Pfarrei keinen festen Fuß fassen konnte, war am Vorabend des Einmarsches der Amerikaner beim Beschuss der Stadt zu Tode gekommen. Ich hatte mich gerade auf das Wiedersehen mit ihm gefreut! ¹⁷

Niemand in der Heimat hatte jetzt eine Ahnung von meinem Kommen. - Ich konnte es nicht wagen, in meinem Zustand unvermittelt vor die Angehörigen zu treten. Der erste Weg durch die dunklen Straßen führte mich deshalb auf die alte Laurentiuskirche zu, in der ich am 14. 1. 1940 mit der Gemeinde meine Primiz gefeiert hatte. Sie war noch offen. - Ich trat ein durch das romanische Portal. Sein Tympanon zeigt den sieghaften Kampf St. Michaels gegen den Drachen. „Wer ist wie Gott?“ - Langsam schritt ich auf das Ewige Licht zu. Und jetzt fand die in allem Elend nicht erloschene Hoffnung ihre Erfüllung: „Introibo ad Altare Die — Hintreten möchte ich zum Altare Gottes, zu Gott, der mich erfreut von Jugend auf!“ - An den Stufen des Primiz-Altars bin ich hingesunken und habe lautlos gedankt. Später kam der Küster und erschrak vor dem verdächtigen Lumpenkerl. - Als ich mich dann aber aufrichtete, ihm als Erstem in der Heimat die Hand hinstreckte und ihn mit „Heinrich“ ansprach, durchzuckte ihn eine Ahnung, und er fand die Sprache wieder: „Du, Georg?“ Dann vereinbarten wir, dass er zu meinen Geschwistern gehe und ihnen erzähle, er habe von einem Heimkehrer gehört, dass ich wohl auch bald heimkehren werde. - Und in der folgenden Stunde betrat ich mit ihm das Elternhaus.

Schon am nächsten Tage sprach ich in Paderborn vor meinem Erzbischof in neuer Bereitschaft das priesterliche „Adsum“ - „Hier bin ich“ und: „Nach dem es Gott füget, bin ich vergnüget“. - In den Wochen der Genesung entstand die Madonna vom Stacheldraht



als Motivbild zum Danke dafür, dass ich mit Marias Hilfe heimkehren und den priesterlichen Dienst in der Heimat wieder aufnehmen durfte.

¹ L. Groppe, Der Kirchenkampf im Dritten Reich (ibw-Journal, Sonderbeilage zu Heft 1, Jan. 1983, S. 10).

² U. Wagener/E. Chronz: Die Katholische Kirche unter dem Nationalsozialismus. Die Eigenart kirchlichen Widerstandes. Paderborn 1983. S.30.

³ R. Padberg, Kirche und Nationalsozialismus am Beispiel Westfalen, Paderborn 1984. S. 90.

⁴ H. Apold, Feldbischof Franz Justus Rarkowski im Spiegel seiner Hirtenbriefe, in: Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands, Bd. 39, 1978, S. 93.

⁵ F. J. Rarkowski, Zusammenfassung der allen im Felde stehenden Wehrmachtgeistlichen und Kriegspfarern zu Beginn und während des Krieges erteilten besonderen kirchlichen Vollmachten unter Berücksichtigung der hierzu gegebenen kirchenrechtlichen, moral-theologischen und pastoralen Weisungen. 3. Auflage (Berlin 1944), S.4.

⁶ H. Apold, a.2.0., S. 103

⁷ F. J. Rarkowski, a.a.0., S.72, Zf. I,1.

⁸ Ebd. S.73.

⁹ Verfügung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 18. 3. 1940, Az. 31 v. J. (Ia), Nr. 1376/40. Abschrift im Archiv des Kathol. Militärbischofsamtes in Bonn.

¹⁰ „Bestimmungen für besondere Dienstverhältnisse der Kriegspfarer beim Feldheer“, Heeresdienstvorschrift 373 vom 18. 6. 1941, S. 19, Zf. 26. Mitteilung vom Archiv des Katholischen Militärbischofsamtes in Bonn vom 27. 3. 1984.

¹¹ F. J. Rarkowski, a.a.0., S. 89, Zf. 5d.

¹² Ebd., S.9, Zf. 2f. 4.

¹³ Ebd., S.26, Zf. 2f. 5g.

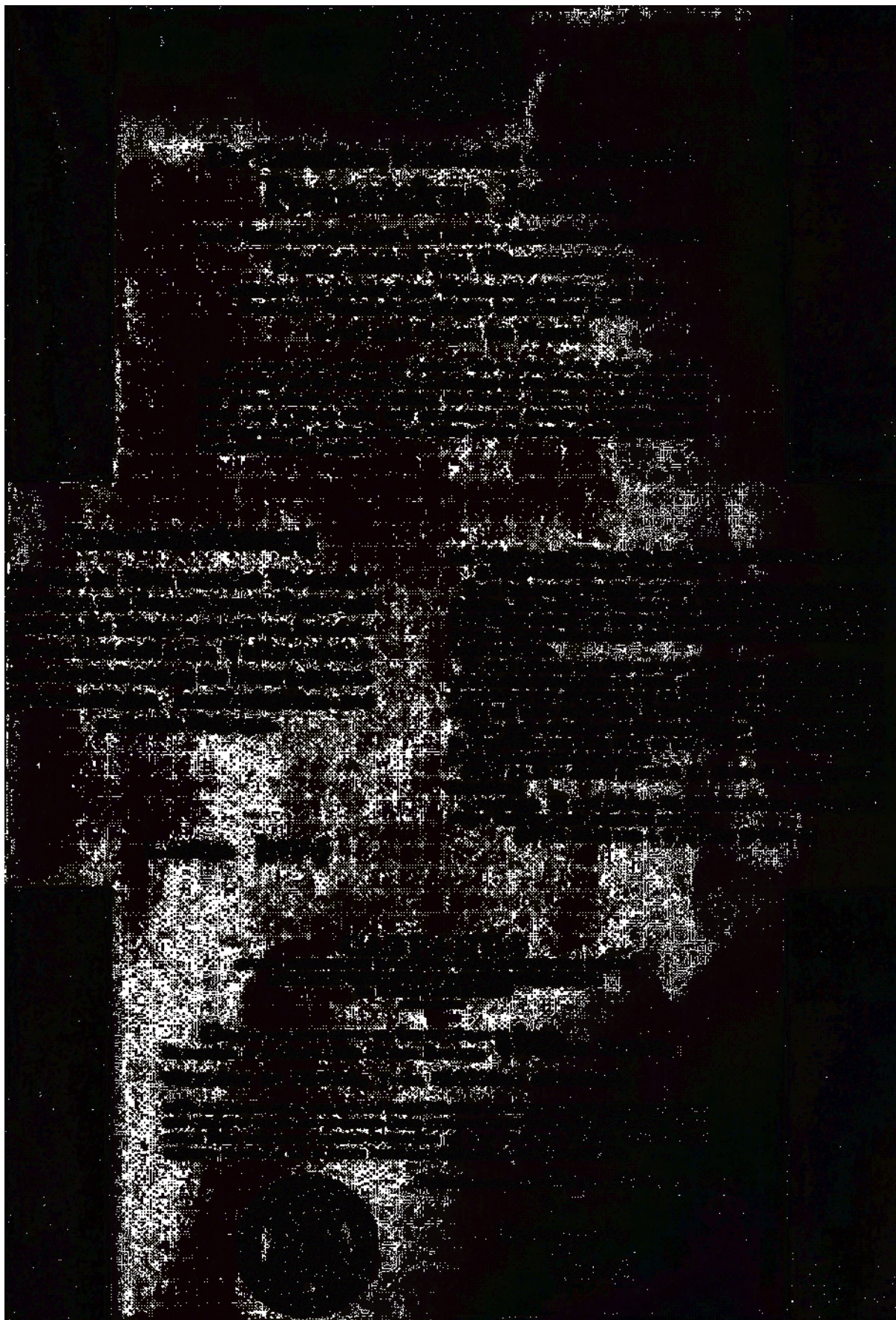
¹⁴ Ebd. S.9, Zf. 6 und S. 11, Zf. 8.

¹⁵ Kirchenamtliche Mitteilungen an die Priester und Theologiestudierenden der Erzdiözese Paderborn im Felde, Hrsg. vom Erzb. Generalvikariat Paderborn 1940, S. 1 – 8

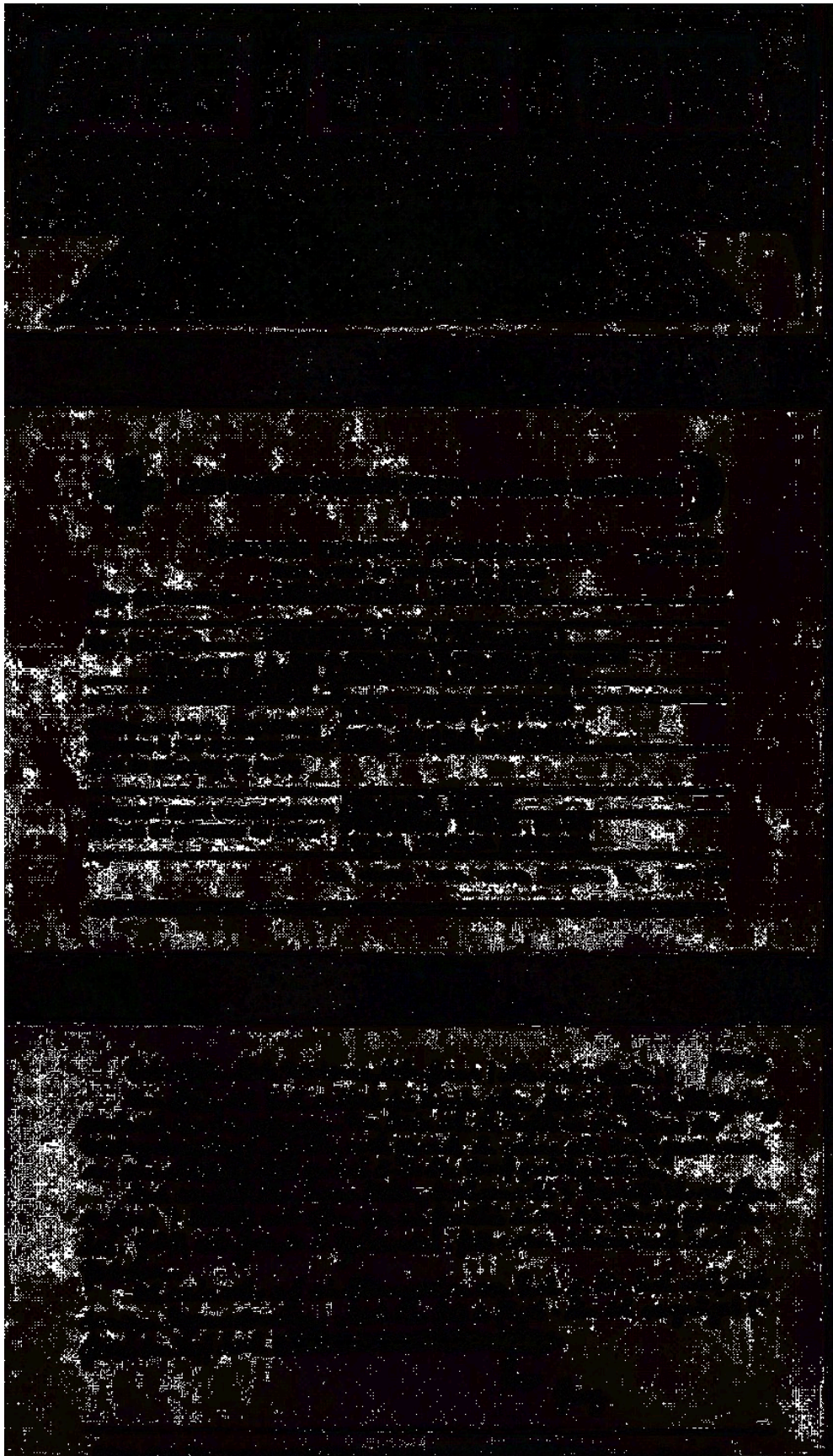
¹⁶ Ebd.: S. 9 -11.

¹⁷ Vgl. Georg Wagner, Nationalsozialismus in Erwitte und der kirchliche Widerstand unter Pfarrer Eberhard Klausenberg, in: Westfälische Zeitschrift 133. Band/1983, S. 338—384.

Der Artikel „Priestersoldat“ von Herrn Prof. Dr. Wagner ist auch als Sonderdruck bei der Buchhandlung Hermann Wagner, Am Markt 2, 4782 Erwitte zu beziehen.



Letzte Innenseite der Ausgabe, die in der Druckerei Wagner, Erwitte, erschienen ist



Rückseite der Ausgabe, die in der Druckerei Wagner erschienen ist. Auf dem unten abgebildeten handschriftlichen Brief steht unten [etwas abgeschnitten, wohl von Georg Wagner persönlich stammend. WM] die Aussage: („Von der Zensur gestrichen: „Es kommen wieder bessere Tage.“)